

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Zweimunddreißigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1900.

924. 11



3975



Inhalt.

<p>Alexander, König von Serbien f. Notizbuch 183.</p> <p>Als die Toten erwachten f. Toten.</p> <p>Alten und Neuen, vom 373</p> <p>Amerika f. Notizbuch 447. f. a. Tribut.</p> <p>Anthropologie 104</p> <p>Aphorismen, neue 11</p> <p>Aus Wittes Reich 578</p> <p>Bedeutung des Wassers im Organismus 386</p> <p>Beh, Franz 351</p> <p>Bismarckfeier 173</p> <p>Bodenreformer f. Briefe 531.</p> <p>Böhmen f. Notizbuch 41.</p> <p>Börse, die arme 87</p> <p>Bresci f. Notizbuch 319.</p> <p>Briefe, vier 530</p> <p>Brunnen, der, in Konstantinopel f. Notizbuch 318.</p> <p>Bulgarien f. Notizbuch 446.</p> <p>Bund der Jugend f. Theater- notizbuch 487.</p> <p>Burenkrieg, der, in Groß- britannien 137</p> <p>Byzanz f. Notizbuch 96.</p> <p>Byzanz, aus dem alten 25</p> <p>Caesarium, das, auf der Saalburg f. Notizbuch 184.</p> <p>Chemie, aus dem Reich der . . 127</p> <p>China f. Kaiser. f. a. Notiz- buch 314. f. a. Briefe 534.</p> <p>Chinarinde 42</p> <p>Chinesenkrieg, der 214</p> <p>Chinesisch-Deutsche Jahreszeiten f. Jahreszeiten.</p> <p>Danaerpolitik 449</p> <p>Decorationen 200</p>	<p>Deutsche Sprache in Belgien f. Sprache.</p> <p>Doppelgänger, mein 573</p> <p>Dungaras Rache 520</p> <p>Ebenbürtigkeit der Kaiserin . . . 454</p> <p>Ei, das rothe 162</p> <p>Eigenthum f. Heilig.</p> <p>Einjährige, weibliche 30</p> <p>Eisen, wer kauft? 353</p> <p>England, das heutige . . . 429, 510</p> <p>Falk, der Kulturkampfminister f. Notizbuch 90.</p> <p>Fischdänger f. Notizbuch 181.</p> <p>Fluch der Schule 381</p> <p>Franz Ferdinand, Erzherzog von Oesterreich f. Notizbuch 94.</p> <p>Fuoco, il 146</p> <p>Gedichte 126</p> <p>Gedichte, drei 571</p> <p>Geßpenster, meine vier 109</p> <p>Goetheforscher f. Notizbuch 446.</p> <p>Götter, Helden und Waldersee . 401</p> <p>Guplows Apostata 356</p> <p>Halensee 334</p> <p>Hase, Karl von 334</p> <p>Heilig sei das Eigenthum! . . . 394 f. a. Briefe 530.</p> <p>Heimathkommando, das trankene 339</p> <p>Heimathkunst 328</p> <p>Hohenlohe, Fürst Eblodwig zu f. Notizbuch 314.</p> <p>Humbert, König f. Notizbuch 316.</p> <p>Hypothekensprozeß, der Stettiner . 175</p> <p>Jahreszeiten, Chinesisch-deutsche . 97</p> <p>Jenaer Studenten f. Studenten.</p> <p>Industriebahnen 438</p> <p>Judas 556</p> <p>Julian und Celia 252</p>
--	---

Kaiser von China	217	Sainte Marie-Madeleine aux roses	151
Kaiserin f. Ebenbürtigkeit.		Schule. f. Fluß.	
Kampf, der, mit dem Drachen	225	Schulreform	361
Kause, die	473	Seepredigt eines Königs	264
Kohle, theure	311	Seibstsanzeigen 84, 132, 212, 258, 308, 347, 468, 576.	
König	1	Semesterwechsel	35
f. a. Notizbuch 183, 445.		Shakespeare und der Krieg	56
Krad, der f. Notizbuch 95.		Spreib, Ludwig f. Notizbuch 94.	
Kronprinz f. Notizbuch 184, 448.		Sprache, die deutsche, in Belgien	168
Kunst, tote f. Notizbuch 179.		Stettiner Hypothekenprozeß, der f. Hypothekenprozeß.	
f. a. XXIII. Band Seite 560.		Stiefel, enge	481
Kunst und Kapitalismus	152	Stille, in der	261
Kunstaustellungen, die beiden berliner	279	Studenten, Jenaer	477
Kunstaustellungen, münchener	68	Tage, heiße	134
Kurfürstenfeier, die badensberger f. Notizbuch 318.		Theaternotizbuch	486
Leben, aus dem rheinischen	194	Thielen, von f. Notizbuch 95.	
Mahona	119	Tief und Wertheim	537
Millierand f. Notizbuch 40.		Tribut an Amerika	527
Miquel, von f. Notizbuch 39.		Tsu-Schi-Hoang-Ti	49
Mission, innere und Heidenmission	495	Toten, die, ermachten	321
Missionare in China	471	Untergang, der, des Wirthshauses	288
Momentaufnahmen, pariser	397	Verfassungsgeichte, deutsche	462
Rationen, zwei	273	Verse, neue	508
Raumann, Pfarrer, f. Notiz- buch 444.		Waarenhaussteuer f. Notizbuch 93.	
Riesche f. Aphorismen.		Waldersee f. Götter.	
Riesches Wahre, an Friedrich	409	Wales, Prinz von f. Notizbuch 96.	
Notizbuch 39, 90, 178, 314, 442.		Wasser f. Bedeutung.	
Oberammergau	208	Weibliche Einjährige f. Einjährige.	
Pariser Momentaufnahmen f. Momentaufnahmen.		Weltonstellung, pariser f. Notizbuch 442.	
Pensionäre f. Briefe 532.		Weltpolitik f. Notizbuch 92.	
Peter von Oldenburg f. Notiz- buch 41.		Welträttsel, die	246
Philosophie, die, im geistigen Leben	187	Werftarbeiter, die, Hamburgs f. Notizbuch 319.	
Poeten, intime	390	Winkle, Dee Willie	16
Rebe, die neueste	185	Wirthshaus f. Untergang.	
Regierung, kaiserliche f. Notiz- buch 178.		Wissenschaft, moderne	546
Reich, das arme	489	Witte f. Aus Wittes Reich.	
Reisen sonst und jetzt	383	Wolle, in der	483
Rheinisches Leben f. Leben.		Danke, der angerückerte	300
Richter, Hans	286	f. a. Briefe 533.	
		Zeiten, verwandte	237
		Zigeunerweise	420



Berlin, den 7. Juli 1900.

König.

Einem ausfägigen Pharao, so erzählt Plinius, wurde, wahrscheinlich von einem egyptischen Spezialisten, die Hoffnung eingeflstert, er könne von seinem eklen Leiden genesen, wenn er das Blut von hundertundfnfzig Judenkindern als Heilmittel benutze. Die Eltern der zu Opfern für den Monarchen Auferkorenen waren von dem Gedanken an diese Serumtherapie nicht so begeistert, wie man es von wohlerzogenen Unterthanen erwarten durfte, und die Furcht vor der Blutkur soll einer der Gründe gewesen sein, die Sems Samen aus dem Pyramidenland jagten. Der Pharao aber war wohl ein großer Zauberer und weithin wirkender Magierkunst mächtig; einen furchtbaren Fluch gab seine Wuth den Flüchtigen mit auf die Reise: Die vor dem Blutopfer flohen, sollten überall, wo ihr vom Wandern müder Fuß rastete und ein lockendes Beutegebiet zum Verweilen lud, beschuldigt werden, ihr schlimmer, dem Herrn Zebaoth nicht wohlgefälliger Wandel suche im Blut der Kinder aus anders glaubendem Stamm Heilung von Sundenschmach, luternde Heiligung. Der Fluch ward erfüllt. Der besondere Saft, in dem man die Quelle der Lebenskraft und den Puls der Seele sah, hatte längst Glauben und Aberglauben gedangt und in der so befruchteten Volkspheantasie war in allen Zonen der Unkultur und der Kultur ein dichtes Gespinnst von Wahnvorstellungen entstanden. Hatte nicht in der hellenischen Sage sogar das Jungfrauenopfer geheimnißvolle Bedeutung gehabt und war in Aulis nicht vom König der Könige das mit griechischer Msigung geliebte Kind den auf dem Olympos Thronenden dargebracht worden? Schlich nicht durch alle Legendenprovinzen der Glaube an die Heilkraft des Blutes, an

seine sühnende, entsündigende Macht? In den Geschlechtsgenossenschaften der Urzeit waren Blutrache und Blutrüderschaft wichtige Institutionen gewesen, die nicht im Osten und Westen Afrikas nur, sondern auch bei Germanen, Slaven, Italern fortlebten. Drachenblut, hieß es in den Höhlen, mache unsichtbar; und in den Spinnstuben wurde später geflüstert, das Blut der Schwangeren und der unschuldigen Kinder könne den Verbrecher, der es trinke, den Verfolgern entziehen. Um von der Fallsucht befreit zu werden, schlürften gebildete Römer das Blut aus den Wunden sterbender Gladiatoren. Die vom Abdruck Gepeinigten suchten sich Vampyrblut als immunisirendes Schutzmittel zu verschaffen. Und gegen alle Hautkrankheiten, gegen Flechten, Aussay, Elephantiasis, Lupus und Lues, wurde das Blut Verwundeter und Menstruirender als spezifisches Mittel empfohlen. War es da nicht natürlich, daß jede Neuerung wollende Sekte, jedes fremde, dem alten Heimathglauben feindliche Bekenntniß dem Verdacht unerlaubten Blutgenusses ausgesetzt war? Die konservativen Schichten sahen, wie, trotz ihrem wehrenden Mühen, das Neue an Kraft zunahm und in ihren Reihen selbst Jünger und Märtyrer warb. Woher kam diese Kraft? Der zur Vertheidigung ererbten Besitzes Gezwungene wird freiwillig nie zugeben, daß eigene Schwäche, daß die Verwundbarkeit seines Stammeswesens dem Angreifer den Sieg sicherte; nicht seine Stärke, die der Stolz des Bedrängten nie anerkennen will, nur verruchte Zaubererkunst und heimliche Freovertücke kann den schnellen Erfolg des Feindes bewirkt haben. Der angegriffene Bewahrer heiliger Ueberlieferung wähnt sich edleren Blutes als den Fremdling, der seines Glaubens Wurzel bedroht; und von diesem ist es nicht weit zu dem anderen Wahn, das auf Verbrecherwegen gewonnene Herzblut des Edleren stärke den unreinen Geschlecht entstammten Eindringling. Im Römerimperium waffnete sich die Volkswuth gegen die dem Galiläer Anhängenden, die beschuldigt wurden, sich von Blut und blutigem Fleisch römischer Kindlein zu nähren. Im Frankenreich Philipp Augusts, am Rhein und später in anderen Gegenden wurden die zugewanderten Juden des selben Verbrechens bezichtigt; sie sollten, besonders gern um die Passahzeit, durch nächtigen Neuchelmord sich Christenblut verschaffen, am Liebsten das unverdorbene Blut junger Geschöpfe, und mit diesem kostbaren Saft die Osterspeise tranken. Die fromme Brunst des Mittelalters, der Kreuzfahrerzeit, war diesem Glauben günstig. Die Sagen vom großen Kaiser Konstantin und vom armen Ritter Heinrich, die vom Blut der Reinen Heilung von schwerem Gebrechen erhofft hatten, gingen von Mund zu Mund. War dem dunklen Stamm, der sich still, doch

mit wachsender Stößgewalt wie ein schwarzer Keil in Europas Geschichte schob, nicht viel Schlimmeres zuzutrauen als christlichen Herren? Diesem Stamm, der von der Asiatenstamme nicht ließ, den Umgang mit Christenmenschen wie die Verührung Verpesteter mied, sich scheu und doch stolz in den Größenwahn des auserwählten Volkes verschloß, zäh an der Beschneidung und an dem morgenländischen Speisegesetz hing und in fremdartigen, arabischen oder maurischen Gebäuden zu seinem finsternen Nachgott betete, — zu dem gnadenlos dräuenden Gott, der in mythischer Zeit einst den Bruder den Bruder töten und den Vater den Sohn opfern hieß? Im Wesen dieses fremdartigen Stammes witterte man Haß wider jedes Glied der getauften Menschheit; und dem Haß antwortet im Massenempfinden immer der Haß. Bald gab es für die Menge keinen Zweifel mehr, daß Judenflüche den Schwarzen Tod ins Christenland gelockt hätten, daß Judenhande die Brunnen vergifteten, jüdische Schächter zum Ostersfest arme Christenkinder schlachteten. Geißler und Schwärmer jeglicher Art trugen die Gräueltunde umher, die unterwegs wuchs und von Ort zu Ort grauigere Formen annahm. So unerfättlich, heulte es durch die Gassen, ist gegen den Guten Hirten und seine Herde der Haß der Juden, daß sie die Hostie, das Symbol des Heilandsleibes, heimlich vom Altar stehlen und mit Schächtermessern und spitzen Nadeln so lange durchstechen, bis Blut aus dem geweihten Brod hervorfließt. Von Bakterien, vom *micrococcus prodigiosus* und dessen Zersekungsprodukten wußte man damals noch nichts; man sah auf der Abendmahlspeise blutrothe Flecke und der Fanatismus fand im Christenhaß und im Blutdurst der Juden des gräßlichen Wunders Erklärung. Das mahnende, warnende Wort frommer Männer blieb ohne Wirkung. Ungehört war im Römerreich der Einspruch Tertullians und anderer Kirchenväter gegen die Verdächtigung der Christengemeinde verhallt, ungehört verhallte nun die Stimme der Päpste, der Kirchenfürsten und Gelehrten, die sich laut gegen den Glauben an ein jüdisches Blutrithual wandten. Vergebens wiederholten die Juden, was Jahwe, der Herr, rügend zu Mose gesprochen habe: „Welcher Mensch, er sei vom Hause Israel oder ein Fremdling unter Euch, irgend Blut isset, wider Den will ich mein Antlitz setzen und will ihn mitten aus seinem Volk roden. Denn des Leibes Leben ist im Blut und ich habe es Euch zum Altar gegeben, daß Eure Seelen damit verjöhnet werden. Denn das Blut ist die Verjöhnung für das Leben. Darum habe ich gesagt den Kindern Israel: Keine Seele unter Euch soll Blut essen, auch kein Fremdling, der unter Euch wohnet.“ Vergebens wiesen Päpste, mit besonderem Nachdruck

ein Innozenz und ein Benedikt, wies der Cardinal Laurentius Ganganelli auf die Unhaltbarkeit der Anklage hin, nannte Luther die Behauptung, die Juden brauchten zu rituellen Zwecken Christenblut, eine Lügenzeitung und ein Narrenwerk: die aufgepeitschte Volksleidenschaft ließ sich die grasse Mär nicht rauben. Noch sechzehn Jahre nach Luthers zorniger Abwehr des Blutaberglaubens wurden in Berlin vierunddreißig Juden hingerichtet, weil sie Hostien geschändet und zum Bluten gebracht haben sollten. Auf der Folter wurde den Verhafteten das Geständniß ihrer Schandthat abgepreßt; und hatte Einer unter Todesqualen gestanden, dann wurden ganze Schaaren aus dem Volk des Buches niedergemetzelt und die Ueberlebenden mußten froh sein, wenn sie ihre Haut und die rasch erraffte Habe in ein anderes Gebiet retten konnten. Der Pharao, dessen Angedenken, nach einem willig für erwiesene Wahrheit genommenen Gerücht, alljährlich noch in einer düsteren Opferhandlung erneut wurde, war furchtbar gerächt. Und allmählich gaben die verängsteten Semiten die Hoffnung auf, den Verdacht widerlegen zu können. Sie lernten einsehen, daß gegen fanatischen Glauben die nüchterne Vernunft machtlos ist, und thaten hinfort, wie Rabbi Abraham von Bacharach that, als er am Abend vor Passah, während er die frommen Weisen der Haggada sang, unter seinem Tisch plötzlich den blatigen Leichnam eines Christenkindes erblickte, den fremde Judenfeinde eingeschmuggelt hatten: sie warteten nicht die Anklage ab, sondern flohen beim ersten verdächtigen Summen, beim ersten Wehen des Windes, der ihrer Sippe so oft unheilvoll geworden war.

* * *

In dem selben Jahr, wo er den viel früher entstandenen Novellentorso vom bacharacher Rabbi in die Heimath sandte, schrieb Heinrich Heine aus Paris an die Augsburger Allgemeine Zeitung: „Während wir in Europa die Märchen des Mittelalters als poetischen Stoff bearbeiten und uns an jenen schauerlich nativen Sagen ergötzen, womit unsere Vorfahren sich nicht wenig ängstigten; während bei uns nur noch in Gedichten und Romanen von jenen Hexen, Wärmölfen und Juden die Rede ist, die zu ihrem Satansdienst das Blut frommer Christenkinder nöthig haben; während wir lachen und vergessen, fängt man im Morgenland an, sich sehr betrübsam des alten Aberglaubens zu erinnern und gar ernsthaftes Gesicht zu schneiden, Gesicht der düstersten Grimmes und der verzweifelnden Todesqual. Unter dessen foltert der Henker und auf der Marterbank gesteht der Jude, daß er bei dem herannahenden Passahfest etwas Christenblut brauchte zum Ein-

tunken für seine trockenen Osterbrote und daß er zu diesem Behuf einen alten Kapuziner abgeschlachtet habe.“ Es war die Zeit des Blutprozesses von Damaskus, wo mit Peitsche und Folter Zeugenaussagen gegen die Juden erzwungen wurden, und Heine glaubte, ein kluger Taktiker zu sein, wenn er sich stellte, als könne solches Märchen bei Europäern keinen Glauben mehr finden. Daß er diese Meinung den Lesern nur vorschmeichelte, verrieth er schon nach ein paar Tagen. Da schrieb er: „In seinen Morgenaudienzen versichert Herr Thiers mit der Miene der höchsten Ueberzeugung, es sei eine ausgemachte Sache, daß die Juden am Passahfest Christenblut söffen; chacun à son goût; alle Zeugenaussagen hätten bestätigt, daß der Rabbiner von Damaskus den Vater Thomas abgeschlachtet und sein Blut getrunken habe; das Fleisch sei wahrscheinlich von geringeren Synagogenbeamten verschmaust worden . . . Hörte man ihn in der Kammer reden, so konnte man am Ende wirklich glauben, das Leibgericht der Juden sei Kapuzinerfleisch. Aber nein, großer Geschichtschreiber und sehr kleiner Theologe: im Morgenland eben so wenig wie im Abendland erlaubt das Alte Testament seinen Befennern solche schmutzige Nahrung. Der Abscheu der Juden vor jedem Blutgenuß ist ihnen eigenthümlich, er spricht sich aus in den ersten Dogmen ihrer Religion, in allen ihren Sanitätsgesetzen, in ihren Reinigungsceremonien, in ihrer Grundanschauung vom Reinen und Unreinen, in dieser tiefinnig kosmogonischen Offenbarung über die materielle Reinheit in der Thierwelt, die gleichsam eine physische Ethik bildet. Rein, die Nachkömmlinge Israels, des reinen, auserlesenen Priestervolkes, sie essen kein Schweinefleisch, auch keine alten Franziskaner, sie trinken kein Blut, eben so wenig wie sie ihren eigenen Urin trinken, gleich der Heiligen Elisabeth, Urmuhme des Grafen Montalembert.“ Es ist lehrreich, diese Sätze aus dem Jahr 1840 heute zu lesen. Sie zeigen, wie sehr der düsseldorfer Apostat sich als Juden fühlte, sie haben den selben Ton höhnischer Ueberhebung, der seitdem so oft, der jüdischen Sache zum Schaden, von geringeren Talenten angeschlagen wurde, und sie verrathen den zitternden Horn, der selbst Sems kerkste Söhne beim Aufblättern dieses Schreckenskapitels befällt. Heines stilistisches Kunststück konnte nicht wirken. Er that, als finde in Europa der Blutaberglaube nur in den rückständigsten Geistern noch eine Stätte, und mußte gleich danach zugeben, daß ein so moderner Europäer, wie der bewegliche Thiers einer war, diesem Glauben nicht seinen Sinn verschloß. Die Stimme der Allgemeinen Zeitung hallte damals weithin; ihr genialer Berichterstatter hätte seinem Stamm und der Menschlichkeit besser gedient, wenn er, ohne das Christengefühl zu kränken, ruhig gesagt hätte: Der alte Wahn ist wieder

erwacht und wir können nur wünschen, daß der damaszenzer Fall ohne jüdenfeindliches, aber auch ohne jüdisches Vorurtheil ernsthaft und sachgemäß untersucht wird. So sprach er nicht, so wurde nie von Juden gesprochen. Der Gedanke an die Möglichkeit, ein syrischer Rabbi könne von irrendem Fanatismus zu schändlichem Thun verlockt worden sein, wurde von heulender Wuth wie das schändeste Verbrechen gerächt. Und heute noch hören wir die selbe Weise. Den auf deutschem Boden ältesten Schichten und Kasten mag man die schlimmsten Schandthaten nachsagen, die frechste Rechtsbeugung, die unwürdigste, Aermere schädigende Bettelei: ein Beweis wird kaum verlangt und Keiner nimmt Anstoß an solcher vagen Massenbeschuldigung. Wird aber ein Kollektivverbrechen der Judenheit behauptet, Wucher, geschäftliche Schätzigkeit oder gar Ritualmord, dann erhebt sich ein Sturm, als sei das Chaos wiedergekehrt. Die Wuth ist begreiflich, denn die Beschuldigung ist die schwerste, die sich erdenken läßt, und eine nervöse, im Gefühl undisziplinirte Klasse, die sich alten, unendlichen Jammers erinnert, muß auf die furchtbare Verdächtigung mit leidenschaftlichem Ausbruch reagiren. Doch die unheilvollen Folgen sind jedem Blick sichtbar, der nicht seitwärts schießt. Kein Toben hat genügt, keine verständige Stimme aus Christenmund fand in der Menge lange nachklingenden Widerhall. Von Sanganelli bis auf Tugendhold, Delitzsch, Dillmann und Strack ist die Blutlegende oft mit guten Gründen widerlegt worden und kein einziger geistig bedeutender Antisemit hat sich zu ihr bekannt. Weder Dühring noch Treitschke, nicht einmal Stoecker kann man für den Blutglauben als Zeugen anrufen; und Paul de Lagarde, der gewiß kein Freund des jüdischen Stammeswesens und eben so gewiß ein gelehrter Kenner der altisraelitischen Literatur war, hat als göttinger Professor in den achtziger Jahren an eine Rabbinerversammlung nach Ungarn geschrieben, er sei bereit, vor jedem Gericht unter seinem Eid zu bezeugen: „daß nach meiner festen Ueberzeugung das Judenthum, wie es in der Bibel, Halacha und Haggada amtlich anerkannt vorliegt und wie es in einer umfangreichen Literatur zum Ausdruck gebracht ist, niemals Menschenblut für religiöse Zwecke zu verwenden verlangt hat.“ Umsonst: sobald in einer von Juden bewohnten Gegend der blutige Leichnam eines Gemordeten gefunden wurde oder gefunden sein sollte, begann erst das Geraun und dann das Gebrüll über den Ritualmord, den auf Geheiß des Rabbis ein Schächter begangen habe, um der Gemeinde Christenblut zu verschaffen. Wir haben 1882 Tisza-Eszlar erlebt, 1892 Xanten, 1899 Polna; wir erleben jetzt, vierzig Jahre nach Heines Briefen über den Mord von Damascus, Kontig.

Konitz ist eine armsüßige westpreussische Kreisstadt, die wenig Industrie hat; der kleine Händler und der kleine Beamte bestimmt den Ton. Dem Zugereisten werden unter den Gebäuden der Stadt zwei evangelische, zwei katholische Kirchen und eine Synagoge gezeigt und er erfährt bald, daß die Zahl der dort lebenden Juden ein Zwanzigstel der Bevölkerung beträgt. Westpreußen liefert der Kriminalstatistik von allen Provinzen die höchste Ziffer der Verurtheilungen wegen Gewaltthätigkeit und Körperverletzung; und die Konitzer, Deutsche, Polen und Juden, stehen in üblem Ruf. Natürlich herrscht, wie überall in Altpreußen, strengste Kastenscheidung und die Folge ist, daß die geschiedenen Schichten einander nicht kennen, einander misstrauen. Darunter leidet am Meisten die Judenthümlichkeit. Da sind Händler, denen ererbte Schaulheit, Anpassung an die Geschäftsbedürfnisse, oft auch der strupellose Gebrauch aller im Augenblick nützlich scheinenden Mittel schnell Gewinne gebracht hat, — Gewinne, die der Reiz des schwerfälligeren, trägeren Nachbarn leicht überschätzt. Da ist ein Volk, das anders aussieht, anders betet, andere Feiertage heiligt als Deutsche und Polen. Es hat ein fremdartiges Gotteshaus. Es verschmäht die Speisen der Christen, die es für unrein hält, und meidet ihre Berührung. Es hat eine besondere, als grausam geltende Art der Thierschlachtung. Es läßt, nach einer alten, vom Klima des Abendlandes nicht verlangten Sitte, seine Kinder beschneiden und beharrt bei der Sabbathfeier. Dem Haß gegen den Zwischenhändlergeist gefellt sich die triebhafte Abneigung gegen das fremde Orientalewesen. Diesen Leuten ist Alles zuzutrauen. Sie sind noch nicht lange hier und halten schon manchen alten Konitzer in drückender Schuldknechtschaft. Sie lassen uns fühlen, daß sie mit uns nichts gemein haben wollen, und betrachten das Judenthum, das mit einem Christen das Ehebett theilt, als entweiht und verworfen. So ungefähr war bis zum Beginn dieses Jahres die konitzer Stimmung.

Da wird, beim ersten Wehen der Venzluft, die zerstückte, blutlose Leiche eines Jünglings gefunden. In dem Gemordeten wird der Gymnasiast Ernst Winter erkannt, ein körperlich sehr entwickelter, geistig zurückgebliebener Bursche, der mit Christen- und Judenmädchen geschlechtlich verkehrt hatte und den paar Winkelprostituirten der Kreisstadt ein guter Kunde gewesen war. Winters Lebenswandel kann in dem kleinen Ort nicht verborgen geblieben sein; und man sollte meinen, der früheste Verdacht hätte flüstern müssen: Dem Jungen wird ein empörter Vater, Bruder oder Galan den tödlichen Streich versetzt haben. Doch in den Leichentheilen fehlte das Blut und kluge Leute wisperten: Warum sollte der Mörder den Leib in Stücke zerschneiden und ihm

mühsam das Blut abgezapft haben? Die Antwort, es könne geschehen sein, um die Spur der That zu verwischen, wurde kaum noch gehört. Schon hatten Agitatoren geschäftig den glimmenden Judenhaß der Kleinbürger zur hellen Flamme geführt. Die Passahzeit nahte; und jedes Kind weiß ja, wie die Juden beim Schächten die Thiere entbluten und wie unentbehrlich ihnen zum Osterbrot Christenblut ist. Die Mazza, das dünne Gebäck aus Mehl und Wasser, dünkt manchen Christen eine ungenießbare, unheimliche Speise; wer weiß, wie der Rabbi sie im Tempel den Frommen würzt? Vom Schochet, der nach geheimer Vorschrift der Kabbala Rind und Geflügel zu schlachten hat, gingen dunkle Sagen um. Und bald scholl es aus leeren Räden und vollen Schänken: Die Juden haben den armen Winter umgebracht! „Die Juden“, sagten die Fanatiker, „ein Jude“, die Ruhigeren. Denn neben der Ritualmordlegende kam noch ein anderes Gerücht auf. Der Gymnasiast, hieß es, hat ein hübsches Judenmädchen verführt und ist von dem ob solcher doppelten Entweihung rasenden Vater nach bewährter Schochetkunst geschlachtet worden. Täglich wurde auf einen neuen Thäter mit Fingern gewiesen, täglich ein neues wüstes Geraun durch die engen Gassen getragen. Die Presse der Provinz und der Hauptstadt, die gerade keine andere Sensation auf ihrem Lager hatte, nahm sich der Sache an, — und nun wurde das Uebel schnell schlimmer. Es war gewissenlos von den Antisemiten, daß sie, ohne die Aufhellung des Thatbestandes abzuwarten, die Judenheit eines schmählischen Verbrechens beschuldigten. Nicht minder gewissenlos aber und obendrein dumm war es, daß jüdische Journalisten in blind eifernder Wuth schrieten, nie und nimmer könne der Mörder ein Sohn Israels sein. Sie mußten sagen: „Es ist möglich, daß ein Jude den Jüngling gerötet hat, ist sogar möglich, daß ein Fanatiker, dem das ewige Gerede von der heiligenden Kraft des Blutritus den Sinn verwirrte, in den Aberglauben gelockt ward, er könne vor Gott entschuldigt werden, wenn er sein Osterbrot in Christenblut tränke. Solche Schandthat eines Wahnsinnigen kann die Massenehre der Judenschaft nicht beflecken, so wenig wie der von einem polnischen Erdarbeiter verübte Lustmord die Polen als Volk schänden kann. Wir enthalten uns jedes Urtheils, warten das Ergebnis der Untersuchung ab und hoffen, daß jüdische Kapitalisten dem Ermittler eines jüdischen Mörders eine hohe Belohnung aussetzen werden.“ Solche Sprache hätte durch ihre gelassene Ruhe vielleicht gewirkt. Leider war sie nicht zu hören. Die verhängnißvolle, von einem frommen Rabbi einst laut getadelte Sucht, solidarisch für jeden angegriffenen Stammesgenossen in zutreten und in Berlin Wehrufe auszustößen, wenn in Lodz oder Buda-

rest einem Juden Unrecht geschieht, scheint aus den Sitten der jüdischen Diaspora nicht zu tilgen. So prallten zwei Fanatismen in leidenschaftlicher Bewegung zusammen. In Kneipenkonzilien wurden die Umstände der That erörtert, wahre und falsche, Gassenkriminalisten zogen aus Klatschindizien sichere Schlüsse und in beiden Parteilagern war früh das Urtheil gefällt. Der Gang der Untersuchung war unsicher und schwankend; Verhaftungen und Entlassungen wurden in bunter Reihe gemeldet, Unschuldige Wochen lang im Gefängniß festgehalten und ein Kriminalkommissar leistete, was solche ungebildete Leute in jedem heißen Fall immer leisten. Von dem alten Ruhm der preussischen Justiz ist nichts übrig geblieben als die Gewißheit, daß unsere Richter mit Geld und Gut nicht zu bestechen sind. Wir haben kein für ein schwieriges Ermittlungsverfahren brauchbares Personal; und wie in Preußen Voruntersuchungen geführt werden, lehrt König und der Prozeß gegen die Stettiner Kreditgesellschaft. In der westpreussischen Kreisstadt ist es zu ernsthaften Krawallen gekommen und die öffentliche Ordnung wird jetzt durch ein starkes Militäraufgebot nothdürftig gewahrt. Die Spur des Thäters scheint nach viermonatiger Arbeit der Polizei und des Gerichtes völlig verwischt, der Landrath, der in Notabelversammlungen Ergebnisse der Untersuchung „konstatirt“, stiftet, in guter Absicht, nur neues Unheil und die vox populi wettet mit wachsender Gewalt wider die jüdischen Christenschächter. Sogar von sonst verständigen Leuten hört man Sätze wie diese: „Wenn der Mörder ein Jude ist, wird die Sache vertuscht werden, um den Kindern Israel nicht neues Ungemach zuzuziehen. Wie war es mit Dreyfus? Da war die Welt in Wallung; um unschuldig verurtheilte Christen kümmert sich kein Mensch. Vielleicht ist an Winter kein Ritualmord verübt und der achtzehnjährige Schüler dennoch von einem Juden getödtet worden. Wir werden nie die volle Wahrheit erfahren. Ist in Tisza-Eszlar, Xanten, Polna ein Thäter ermittelt worden, an dessen Schuld nicht zu zweifeln ist? Die Juden haben das Geld und die Presse. Sie werden nie den Beweis eines Verbrechens aufkommen lassen, das sie für Jahrhunderte dem Volkshaf wehrlos ausliefern würde. Und die Behörden haben den dringenden Wunsch, nicht allzu hastig einen Thatbestand aufzuhellen, der den Massenhaß und die Volksleidenschaft leicht zu offenem Aufruhr stacheln könnte“ . . . Eine Regierung ohne Autorität, eine Provinz ohne Kultur, ein Völkergemisch ohne klare, moderne Weltanschauung, eine Judenschaft ohne Selbstkritik, eine Meinungen nach dem Herzen ihrer Abonnenten und Inserenten machende Presse: der königliche Handel zeigt, auf wie lockerem Sande die Fundamente unserer Herrlichkeit ruhen.

Die Sache ist ernst und ihr Verlauf rath zu rückhaltloser Rede. Gelehrte Nachweise, die dem reifen Verstand über jeden Zweifel heben, daß der jüdische Kultus kein Christenblut fordert, haben den Blutspul bisher nicht verschreckt, können ihn künftig nicht bannen. Und wenn wirklich irgend eine in Jahrtausenden vergilbte Ritualvorschrift in der Halacha oder Haggada den Menschenblutgenuß empföhle, wie manche verschollene Sanitätsregel ihn empfahl: was wäre damit gegen europäische Juden bewiesen, die vom Talmud meist nichts, von der Thora wenig wissen und sich Christenblut, wenn sie es brauchten, sehr leicht verschaffen könnten, — ohne selbst Blut zu vergießen, ganz einfach und nach der Abendlandsitte: gegen blankes Geld? Gefahr und Rettung sind auf anderem Boden zu suchen. Ein Stamm, der in langer Leidenszeit durch die Kraft der Selektion gestärkt worden ist, von dem nur die zu gewissen Berufsarten Tauglichsten überleben und der so rasch Reichthümer erwerben konnte, muß Reiz wecken. Schließt dieser Stamm sich in das aus Moses fernen Tagen herragende Gemäuer asiatischer Sitte ein, bleibt er bei der Orientsynagoge, der Beschneidung, der Schächtung, dem hebräischen Gebet, der Sabbathfeier, zeigt er seinen Ekel vor europäischer Speisenerbeitung, dann waffnet er selbst den Feind wider sich und darf sich nicht wundern, wenn den Reibern die Erinnerung an den fremden Ursprung der schnell zur Macht gelangten zurückkehrt. Den Zionisten, die rufen, Sems Söhne dürften und könnten sich nie einem arischen Volk assimiliren, antworten die Antisemiten, Sems Söhne seien nach eigenem Bekenntniß also Asiaten und deshalb sei ihnen, wie Mongolen und anderen Barbaren, jeder finstere Gräueltwahn zuzutrauen. Ist das Scheiden vom toten Buch und von morgenländischer Sagung so schwer? So schwer, dem Grimm der Judenfeinde ein Weilchen zu trogen und offen, so oft es nöthig wird, zu gestehen, daß ein Jude ein Verbrechen begangen hat, auf die Gefahr, die That des Einzelnen der Gesamtheit aufgebürdet zu sehen? Die alte, heute noch geltende Taktik hat Israhel keinen Vortheil gebracht. Die Reichen sichts fürchtbare Bahn nicht an; sie sitzen in Prunkpalästen, sehen Excellenzen an ihrem Tisch und seufzen höchstens darüber, daß ihre Söhne nicht die Epauletten bekommen. Sind sie der neuen Pharaonen so sicher? Und schreckt sie nicht das Geföhln der Brüder, die von Egyptenland her durch die Jahrhunderte fortwirkende Fluch bis nach Konig verfolgt?



Neue Aphorismen.

1.

Werthe umwerthen — was wäre Das? Es müssen die spontanen Bewegungen alle da sein, die neuen, zukünftigen, stärkeren: nur stehen sie noch unter falschen Namen und Schätzungen und sind sich selbst noch nicht bewußt geworden. Ein muthiges Bewußtwerden und Ja-sagen zu Dem, was erreicht ist. Ein Losmachen von dem Schlendrian alter Werthschätzungen, die uns entwürdigen im Besten und Stärksten, was wir erreicht haben.

2.

Man soll die Tugend gegen die Tugendprediger verteidigen: Das sind ihre schlimmsten Feinde. Denn sie lehren die Tugend als ein Ideal für Alle: sie nehmen der Tugend den Reiz des Seltenen, des Unnachahmlichen, des Ausnahmeweisen und Undurchschnittlichen, — ihren aristokratischen Zauber. Man soll insgleichen Front machen gegen die verstockten Idealisten, welche eifrig an alle Töpfe klopfen und ihre Genugthuung haben, wenn es höhl klingt: welche Naivität, Großes und Seltenes zu fordern,* und seine Abwesenheit mit Ingrimm und Menschenverachtung feststellen! Die Tugend hat alle Instinkte des Durchschnittsmenschen gegen sich: sie ist unvortheilhaft, unklug, sie isolirt, sie ist der Leidenschaft verwandt und der Vernunft schlecht zugänglich: sie verdirbt den Charakter, den Kopf, den Sinn — immer gemessen mit dem Maß des Mittelguts von Mensch; sie setzt in Feindschaft gegen die Ordnung, gegen die Lüge, welche in jeder Ordnung, Institution, Wirklichkeit versteckt liegt, sie ist das schlimmste Laster, gesetzt, daß man sie nach der Schädlichkeit ihrer Wirkung auf die Anderen beurtheilt.

Ich erkenne die Tugend daran, daß sie 1. nicht verlangt, erkannt zu werden; 2. daß sie nicht Tugend überall voraussetzt, sondern gerade etwas Anderes; 3. daß sie an der Abwesenheit der Tugend nicht leidet, sondern umgekehrt Dies als das Distanzverhältniß betrachtet, auf Grund dessen etwas an der Tugend zu ehren ist: sie theilt sich nicht mit; 4. daß sie nicht Propaganda macht . . .; 5. daß sie Niemandem erlaubt, den Richter zu machen, weil sie immer eine Tugend für sich ist; 6. daß sie gerade alles Das thut, was sonst verboten ist: Tugend, wie ich sie verstehe, ist das eigentliche votitum innerhalb aller Heerden-Legislatur; 7. kurz, daß sie Tugend im Renaissance-Stil ist, virtü, moralisfreie Tugend . . .

*) Frau Dr. Förster-Niegsche stellt der „Zukunft“ die folgenden, aus den Jahren 1887 und 1888 stammenden, bisher unveröffentlichten Aphorismen ihres Bruders zur Verfügung.

3.

Zulezt, was habe ich erreicht? Verkehren wir uns dieses wunderlichste Resultat nicht: ich habe der Tugend einen neuen Reiz ertheilt, — sie wirkt als etwas Verbotenes. Sie hat unsere feinste Redlichkeit gegen sich, sie ist eingefalgen in das „cum grano salis“ des wissenschaftlichen Gewissenbisses; sie ist altmodisch im Geruch und antikisirend, so daß sie nunmehr endlich die Raffinirten anlockt und neugierig macht; kurz: sie wirkt als Laster. Erst nachdem wir Alles als Lüge, Schein erkannt haben, haben wir auch die Erlaubniß wieder zu dieser schönsten Falschheit, der der Tugend, erhalten. Es giebt keine Instanz mehr, die sie uns verbieten dürfte: erst nachdem wir die Tugend als eine Form der Immoralität aufgezeigt haben, ist sie wieder gerechtfertigt, — sie ist eingeordnet und gleichgeordnet in Hinsicht auf ihre Grundbedeutung, sie nimmt Theil an der Grund-Immoralität alles Daseins, als eine Luxusform ersten Ranges, die hochnützlichste, theuerste und seltenste Form des Lasters. Wir haben sie entwurzelt und entkräftet, wir haben sie von der Zubringlichkeit der Vielen erlöst, wir haben ihr die blödsinnige Starrheit, das leere Auge, die steife Haartour, die hieratische Muskulatur genommen.

4.

Die wohlwollenden, hilfreichen, gütigen Gesinnungen sind schlechterdings nicht um des Ruhens willen, der von ihnen ausgeht, zu Ehren gekommen, sondern, weil sie Zustände reicher Seelen sind, welche abgeben können und ihren Werth als Füllgefühl des Lebens tragen. Man sehe die Augen des Wohlthäters an! Das ist das Gegenstück der Selbstverneinung, des Hasses auf das moi, des „Pascalismus“.

5.

Der Egoismus. — Hat man begriffen, inwiefern „individuum“ ein Irrthum ist, sondern jedes Einzelwesen eben der ganze Prozeß in gerader Linie ist (nicht bloß „vererbt“, sondern er selbst . . .), so hat das Einzelwesen eine ungeheuer große Bedeutung. Der Instinkt redet darin ganz richtig; wo dieser Instinkt nachläßt (wo das Individuum sich einen Werth erst im Dienste für Andere sucht), kann man sicher auf Ermüdung und Entartung schließen. Der Altruismus der Gesinnung, gründlich und ohne Tartufferie, ist ein Instinkt dafür, sich wenigstens einen zweiten Werth zu schaffen, im Dienste anderer Egoisten. Meistens aber ist er nur scheinbar: ein Umweg zur Erhaltung des eigenen Lebensgefühls, Werthgefühls.

6.

Die Krähwinkelei und Schollenleberei der moralischen Abwerthung und ihres „nützlich“ und „schädlich“ hat ihren guten Sinn; es ist die nothwendige Perspektive der Gesellschaft, welche nur das Nähere und Nächste in Hinsicht der Folgen zu übersehen vermag. Der Staat und der Politiker

hat schon eine mehr übermoralische Denkweise nöthig: weil er viel größere Komplexe von Wirkungen zu berechnen hat. Insgleichen wäre eine Weltwirtschaft möglich, die so ferne Perspektiven hat, daß alle ihre einzelnen Forderungen für den Augenblick als ungerecht und willkürlich erscheinen dürften.

7.

Gesamt-Anblick des zukünftigen Europäers. Derselbe als das intelligenteste Slaventhier, sehr arbeitsam, im Grunde sehr bescheiden, bis zum Erzeug neugierig, vielfach, verzärtelt, willensschwach, ein kosmopolitisches Affekt- und Intelligenzen-Chaos. Wie möchte sich aus ihm eine stärkere Art herausheben? Eine solche mit klassischem Geschmad? Der klassische Geschmad: Das ist der Wille zur Vereinfachung, Verstärkung, zur Sichtbarkeit des Glückes, zur Furchtbarkeit, der Muth zur psychologischen Nothheit (die Vereinfachung ist eine Konsequenz des Willens zur Verstärkung; das Sichtbarwerdenlassen des Glückes, insgleichen die Nothheit, eine Konsequenz des Willens zur Furchtbarkeit . . .) Um sich aus jenem Chaos zu dieser Gestaltung empor zu kämpfen, dazu bedarf es einer Nothigung: man muß die Wahl haben, entweder zu Grunde zu gehen oder sich durchzusetzen. Eine herrschaftliche Rasse kann nur aus furchtbaren und gewaltsamen Anfängen emporkommen. Problem: wo sind die Barbaren des zwanzigsten Jahrhunderts? Offenbar werden sie erst nach ungeheuren sozialistischen Krisen sichtbar werden und sich konsolidiren, — es werden die Elemente sein, die der größten Härte gegen sich selber fähig sind und den längsten Willen garantiren können . . .

8.

Alles Furchtbare in Dienst nehmen, einzeln, versuchsweise, schrittweise: so will es die Aufgabe der Kultur. Aber bis sie stark genug dazu ist, muß sie es bekämpfen, mäßigen, verschleiern, unter Umständen verfluchen und vernichten. Ueberall, wo eine Kultur ihr Böses ansetzt, bringt sie damit ein Furchtverhältniß zum Ausdruck: ihre Schwäche verräth sich. An sich ist alles Gute ein dienstbar gemachtes Böse von ehemals . . .

9.

Dies giebt einen Maßstab ab: je furchtbarer und größer die Leidenschaften sind, die eine Zeit, ein Volk, ein Einzelter sich gestatten kann, weil er sie als Mittel zu gebrauchen weiß, um so höher steht seine Kultur. Umgekehrt: je mittelmäßiger, schwächer, unterwürfiger und feiger — tugendhafter ein Mensch ist, um so weiter wird er das Reich des Bösen ansetzen. Der niedrigste Mensch muß das Reich des Bösen (Das heißt: des ihm Verbotenen und Feindlichen) überall sehen.

10.

Erziehung: ein System von Mitteln, um die Ausnahme zu Gunsten der Regel zu ruiniren. Bildung: ein System von Mitteln, um den Geschmad

gegen die Ausnahme zu richten, zu Gunsten des Durchschnittlichen. So ist es hart, aber, ökonomisch betrachtet, vollkommen vernünftig. Mindestens für jene lange Zeit, wo eine Kultur noch mit Mühe sich aufrecht erhält und jede Ausnahme eine Art Vergeudung von Kraft darstellt (Etwas, das ablenkt, verführt, ankränkt, isolirt). Eine Kultur der Ausnahme, des Versuches, der Gefahr, der Nuance, eine Treibhauskultur für die ungewöhnlichen Gewächse hat erst ein Recht auf Dasein, wenn Kraft genug vorhanden ist, daß nunmehr selbst die Verschwendung ökonomisch wird.

11.

Die Herrschaft über die Leidenschaften, nicht deren Schwächung oder Ausrottung! Je größer die Herren-Kraft unseres Willens ist, so viel mehr Freiheit darf den Leidenschaften gegeben werden. Der große Mensch ist groß durch den Freiheit-Spielraum seiner Begierden; er allein ist stark genug, daß er aus diesen Unthieren seine Hausthiere macht...

12.

Der „gute Mensch“ auf jeder Stufe der Civilisation der Ungefährliche und Nützliche zugleich: eine Art Mitte, der Ausdruck im gemeinen Bewußtsein davon, vor wem man sich nicht zu fürchten hat und wen man trotzdem nicht verachten darf...

13.

Im Kampf gegen die großen Menschen liegt viel Vernunft. Sie sind gefährlich, Zufälle, Ausnahmen, Unwetter, stark genug, um Langsam-Gebauetes und -Begründetes in Frage zu stellen, Fragezeichen-Menschen in Hinsicht auf Fest-Beglaubtes. Solche Explosivstoffe nicht nur unschädlich zu entladen, sondern, wenn es irgend angeht, ihrer Entstehung und Häufung schon vorbeugen: dazu rüth der Instinkt jeder civilisirten Gesellschaft.

14.

Die Höhepunkte der Kultur und der Civilisation liegen auseinander: man soll sich über den abgründlichen Antagonismus von Kultur und Civilisation nicht irreführen lassen. Die großen Momente der Kultur waren immer, moralisch geredet, Zeiten der Korruption: und wiederum waren die Epochen der gewollten und erzwungenen Thierzähmung („Civilisation“) des Menschen Zeiten der Unbulsamkeit für die geistigsten und kühnsten Naturen. Civilisation will etwas Anderes, als Kultur will: vielleicht etwas Umgekehrtes...

15.

Vor Allem, meine Herren Tugendhaften, habt Ihr keinen Vorrang vor uns; wir wollen Euch die Bescheidenheit häßlich zu Gemüthe führen: es ist ein erbärmlicher Eigennuß und Klugheit, welche Euch Eure Tugend anrüth. Und hättet Ihr mehr Kraft und Muth im Leibe, würdet Ihr Euch nicht dergestalt zu tugendhafter Nullität herabdrücken. Ihr macht aus Euch,

was Ihr könnt: theils, was Ihr müßt — wozu Euch Eure Umstände zwingen —, theils, was Euch Vergnügen macht, theils, was Euch nützlich scheint. Aber, wenn Ihr thut, was nur Euren Nöthigungen gemäß ist, oder, was Eure Nothwendigkeit von Euch will, oder, was Euch nützt, so sollt Ihr Euch darin weder loben dürfen noch loben lassen! . . . Man ist eine gründlich kleine Art Mensch, wenn man ein Tugendhafter ist: darüber soll nichts in die Tze führen! Menschen, die irgendwie in Betracht kommen, waren noch niemals solche Tugend-Esel: ihr innerster Instinkt, der ihres Quantums Macht, fand dabei nicht seine Rechnung; während Eure Minimalität an Macht nichts weiser erscheinen läßt als Tugend. Aber Ihr habt die Zahl für Euch: und insofern Ihr tyrannisiert, wollen wir Euch den Krieg machen . . .

16.

Der Mensch ist das Unthier und Ueberthier; der höhere Mensch ist der Unmensch und Uebermensch: so gehört es zusammen. Mit jedem Wachsthum des Menschen in die Größe und Höhe wächst er auch in das Tiefe und Furchtbare: man soll das Eine nicht wollen ohne das Andere; oder vielmehr: je gründlicher man das Eine will, um so gründlicher erreicht man gerade das Andere.

17.

Das Leben selbst ist kein Mittel zu Etwas; es ist bloß eine Wachsthum-Form der Macht.

18.

Ueber den Rang entscheidet das Quantum Macht, das Du bist; der Rest ist Feigheit.

19.

Bescheiden, fleißig, wohlwollend, mäßig, voll Friede und Freundlichkeit: so wollt Ihr den Menschen? so denkt Ihr Euch den guten Menschen? Aber was Ihr damit erreicht, ist nur der Chinese der Zukunft, der vollkommene Sozialist . . .

20.

Wessen Instinkt auf Rangordnung aus ist, Der haßt die Zwischengebilde und Zwischenbildner: alles Mittlere ist sein Feind.

21.

Der Kampf gegen den „alten Glauben“, wie ihn Epikur unternahm, war, im strengen Sinne, der Kampf gegen das präexistente Christenthum, — der Kampf gegen die bereits verdüsterte, vermoralisirte, mit Schuldgefühlen durchsäuerte, alt und krank gewordene alte Welt.

22.

Nicht die „Sittenverderbniß“ des Alterthums, sondern gerade seine Vermoralisirung ist die Voraussetzung, unter der allein das Christenthum

Herr werden konnte. Der Moral-Fanatismus (kurz: Plato) hat das Heidenthum zerstört, indem er seine Werthe unwerthete und seiner Unschuld Gift zu trinken gab. Wir sollten endlich begreifen, daß, was da zerstört wurde, das Höhere war, im Vergleich mit Dem, was Herr wurde! Das Christenthum ist aus der physiologischen Verderbniß gewachsen, hat nur auf verdorbenem Boden Wurzel gefaßt . . .

23.

Man scheint sich der Historie zu nichts zu bedienen als immer zu dem einen und gleichen Fehlschluß: „Diese und jene Form ging zu Grunde, folglich ist sie widerlegt.“ Als ob das Zugrundegehen ein Einwand oder gar eine Widerlegung wäre! — Was ist mit dem Zugrundegehen der letzten aristokratischen Gesellschaftordnung bewiesen? Etwa, daß wir eine solche Ordnung nicht mehr nöthig hätten? . . .

24.

Der große Stil tritt auf in Folge der großen Leidenschaft. Er verschmäh't es, zu gefallen; er vergißt es, zu überleben; er befiehlt; er will.

25.

Der starke Geschmack in psychologicis: wenn alle Maskerade und Moral-Aufspitzung unserer Natürlichkeit Widerwillen macht, wenn auch im Seelischen nur die nackte Natur gefällt.

26.

Man ist um den Preis Künstler, daß man Das, was alle Nicht-Künstler „Form“ nennen, als Inhalt, als die Sache selbst empfindet. Damit gehört man freilich in eine verkehrte Welt: denn nunmehr wird Einem der Inhalt zu etwas bloß Formalem — unser Leben eingerechnet.

27.

Es giebt Morgen-Denker, es giebt Nachmittags-Denker und es giebt Nachteulen. Nicht zu vergessen die vornehmste Spezies: die Wittäglichen, — Die, in denen beständig der große Pan schläft. Da fällt alles Licht senkrecht . . .

Friedrich Nietzsche.



Wee Willie Winfie.

Wer hieß eigentlich Percival William Williams. In einem Märchenbuche hatte er jedoch jenen anderen Namen aufgegriffen und sich damit endgiltig seines Taufnamens entledigt. Die schwarze Dienerin seiner Mutter nannte ihn zwar Willie-Baba; da er aber Allem, was die Schwarze sagte, auch nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkte, so half ihre Weisheit nicht viel.

Sein Vater war der Kommandeur des 195^{ten} Regiments; und sobald Wee Willie Winfie alt genug war, um den Begriff der militärischen Disziplin zu

verstehen, wurde er ihr unterstellt. Das war das einzige Mittel, das Kind im Zaum zu halten. Wenn er eine Woche lang artig gewesen war, erhielt er ein Abzeichen für gute Führung; war er es nicht, so wurde es ihm wieder entzogen. Gewöhnlich war er unartig; und Indien bietet kleinen sechsjährigen Jungen Gelegenheit genug, Unheil anzustiften.

Kinder haben sehr wohl ein Gefühl für Zu- und Abneigung Fremden gegenüber und Wee Willie Winkie war darin ein ganz eigenartiges Kind. Eines Tages lernte er einen Lieutenant Brandis aus seines Vaters Regiment kennen. Auf den ersten Blick war er für ihn eingenommen und geruhte daher huldvollst, ihm sein Vertrauen zu schenken. Lieutenant Brandis war an jenem Tage zum Thee im Hause des Obersten gebeten. Da that sich plötzlich die Thür auf und Wee Willie Winkie betrat die Stube, stolz im Besitze eines Führungabzeichens. Er hatte es sich verdient, weil er die Hühner einmal nicht im Hofe herumgejagt hatte. Wenigstens zehn Minuten lang sah er Brandis ernst an; dann fällt er sein Urtheil:

„Ich mag Dich“, sagte er bedächtigt, während er aufstand und zu Brandis hinüberging, „ich mag Dich. Ich werde Dich Cobby nennen, wegen Deines Haares! Müchtest Du wohl Cobby*) heißen? Wegen Deines juten Haares, weist Du!“

Das war eine der überraschendsten Eigenthümlichkeiten des kleinen Wee Willie Winkie. Wenn er mit einem Fremden zusammentam, sah er ihn eine Zeit lang an und gab ihm dann, ohne ihn im Geringsten darauf vorzubereiten, einen Spitznamen. Und der Name paßte. Keine Disziplinarstrafe konnte ihn von dieser Gewohnheit abbringen.

Er verlor sein Führungabzeichen, weil er die Frau Kommissionsärin „Bobs“ genannt hatte. Aber es war dem Oberst unmöglich, diesen Spitznamen auf der Station vergessen zu machen, und Mrs. Colton hieß „Bobs“, so lange sie dort blieb. So wurde Brandis „Cobby“ getauft und stieg dadurch wesentlich in der Achtung des Regiments.

Wenn Wee Willie Winkie sich für Jemand interessirte, wurde der Glückliche vom ganzen Regiment, in der Offiziermesse wie bei den Mannschaften, beneidet. Und dieser Reiz konnte nicht etwa als Zeichen von Selbstsucht gelten. Des Obersten Sohn wurde lediglich seiner eigenen Verdienste wegen verehrt.

Dabei besaß Wee Willie Winkie durchaus keine äußeren Reize. Sein Gesicht war mit Sommersprossen, seine Beine stets mit Schrammen bedeckt und trotz Thränen und Einwendungen seiner Mutter hatte er darauf bestanden, daß seine goldblonden Locken militärisch kurz geschritten wurden.

„Ich will nun mal meine Haare so tragen wie Schefant Thämmill!“ sagte Wee Willie Winkie; und da sein Vater auch dafür eintrat, wurde das Opfer gebracht.

Drei Wochen, nachdem Wee Willie Winkie dem Lieutenant Brandis — auch wir wollen ihn kurz Cobby nennen — sein jugendliches Herz geschenkt hatte, sollte er seltsame Dinge erfahren, die weit über seinen kleinen Verstand gingen.

Cobby erwiderte die Zuneigung des Kindes mit aufrichtigem Interesse. Er hatte ihm seinen großen Säbel, der gerade so groß war wie Winkie selbst,

*) Von Copper — Kupfer — Kupfer-rose = Katsch-Rose.



für fünf selbige Minuten anvertraut, hatte ihm einen jungen Terrier versprochen und ihm erlaubt, bei der wunderbaren Operation des Kastrens Augenzeuge zu sein. Ja, mehr noch: Cobby hatte sogar gesagt, daß Winkie mit der Zeit zum Inhaber eines Kastens mit blinkenden Waffen, einer silbernen Seifendose und einer mit silbernem Griff versehenen „Schpjit-Bürste“, wie Wee Willie Winkie sie nannte, avanciren würde.

Jedenfalls gab es außer seinem Vater, der ihm ja nach Belieben eine schlechte oder gute Qualifikation ausstellen konnte, keinen Menschen, der auch nur halb so klug, stark und tapfer gewesen wäre wie Cobby mit seinen afghanischen und ägyptischen Medaillen auf der Brust. Warum sollte sich also Cobby der un männlichen Schwäche schuldig gemacht haben, ein großes Mädchen, Miß Wardyce nämlich, geküßt, recht herzhaft geküßt zu haben?

Während eines Morgenrittes hatte Wee Willie Winkie seinen Cobby hierbei beobachtet, als Gentleman aber sofort kehrt gemacht und war zu seinem Reitknecht zurückgaloppirt, damit dieser Bursche den Vorgang nicht auch sehen sollte. Unter gewöhnlichen Umständen würde er mit seinem Vater über diesen Fall gesprochen haben; aber er fühlte instinktiv, daß es eine Angelegenheit war, über die er zunächst Cobby selbst befragen mußte.

„Cobby!“ rief Wee Willie Winkie eines Morgens früh vor der Thür des Lieutenants, „ich möchte Dich schpjschen, Cobby!“

„Komm rein, mein Junge“, erwiderte Cobby, der, umgeben von seinen Hunden, frühstückte. „Was hast Du denn wieder ausgefressen?“

Wee Willie Winkie hatte während der letzten drei Tage notorisch nichts Böses gethan und fühlte sich daher auf dem Gipfel der Tugendhaftigkeit.

„Darnichts hab' ich ausgefressen“, sagte er und warf sich auf ein Sofa. Dabei ahmte er die abgespannte Haltung seines Vaters nach einer heißen Parade nach. Dann vergrub er seine Schnupfnase in eine Theetasse und fragte, während seine Augen über den Rand hervorglänzten: „Sag mal, Cobby, ist es wohl jecht, ein djoßes Mädchen zu küssen?“

„Donnerwetter! Du fängst ja früh an! Wen willst Du denn küssen?“

„Teinen. Meine Mutter küßt mich blos immer, wenn ich nicht stillhalten will. Aber wenn es nicht jecht ist, wazum hast Du denn Major Wardyce sein djoßes Mädchen gestern Morgen geküßt, am Canal?“

Cobby runzelte die Stirn. Er und Mrs. Wardyce hatten es mit großem Geschick verstanden, ihre Verlobung vierzehn Tage lang geheim zu halten. Es lagen besondere Gründe vor, warum Major Wardyce vor einem Monat nichts von dieser Verlobung erfahren durfte, — und dieser kleine Laugenichts hatte nun schon viel zu viel davon entdeckt.

„Ich sah Euch“, fuhr Wee Willie Winkie fort, „aber der Wjzum sah es nicht. Ich rief ihm zu: Hut Jao!“ (Halt da!)

„Da hast Du viel Verständniß gezeigt, kleiner Schnäffler“, seufzte der arme Cobby, halb belustigt, halb beunruhigt. „Wie vielen Leuten hast Du es denn schon erzählt?“

„Teiner Seele. Du hast auch nichts wieder djesagt, als ich auf dem Büffel seiten wollte, wie mein Pony lahm war. Und ich dachte, Du würdest es auch nicht gern mdgen!“

„Winkie“, sagte Cobby und schüttelte begeistert seine kleine Hand, „Du bist der beste aller Kameraden! Sieh mal: Du verstehst Das noch nicht. Keulich mal — warte, wie kann ich Dir denn Das begreiflich machen? . . . Also ich will Miß Marbyce heirathen und dann wird sie Mrs. Cobby, wie Du sagst. Wenn aber Dein junges Herz so entrüstet darüber ist, daß ich ein großes Mädchen geküßt habe, dann geh' hin und erzähl' es Deinem Vater!“

„Was passiert dann?“ fragte Wee Willie Winkie, der fest an die Allmacht seines Vaters glaubte.

„Dann habe ich große Unannehmlichkeiten“, sagte Cobby und spielte damit seinen Haupttrumpf mit einem herausfordernden Blick auf seinen Gegenpart aus.

„Dann nicht!“ sagte Wee Willie Winkie kurz. „Aber mein Vater sagt, es ist unmännlich, immer drauflos zu läffen, und ich habe nicht geglaubt, Cobby, daß Du sowas thust!“

„Ich küsse ja auch nicht immerzu, mein alter Junge, nur dann und wann. Und wenn Du mal größer bist, wirst Du das Küssen auch schon lernen. Dein Vater meint, nur für kleine Jungen wäre es noch nichts!“

„Ach so“, sagte Wee Willie Winkie, nun vollständig aufgeklärt, „dann ist es eben so wie mit der Schöpfz-Bürste?“

„Gerade so“, sagte Cobby ernst.

„Aber ich glaube nicht, daß ich jemals djoße Mädchen läffen mag, oder überhaupt Jemand außer meiner Mutter; und die muß ich, weißt Du!“

Dann entstand eine Pause.

Endlich begann Wee Willie Winkie wieder:

„Hast Du das djoße Mädchen lieb, Cobby?“

„Schrecklich“, sagte Cobby.

„Lieber als Bell oder die Butscha oder mich?“

„In anderer Weise“, meinte Cobby. „Sieh, Miß Marbyce wird eines Tages mein Eigenthum sein, aber Du wirst größer, wirst das Regiment führen und wer weiß noch was werden. Das ist doch ganz etwas Anderes, nicht wahr?“

„Danz jecht!“ sagte Wee Willie Winkie und stand auf. „Wenn Du das djoße Mädchen lieb hast, werde ich es Deinem wiederzagen. Nun muß ich aber gehn.“

Cobby erhob sich und begleitete seinen kleinen Gast bis an die Thür. „Du bist ein ganz famoser Junge, Winkie. Ich will Dir was sagen: in dreißig Tagen kannst Du darüber sprechen, wenn Du willst, mit Jedem.“

So war das Geheimniß dieser Verlobung von dem Worte eines Kindes abhängig gemacht; aber Cobby, der Willies Begriff von Treue und Glauben kannte, war wenig beunruhigt. Er fühlte: der Kleine würde Wort halten.

Wee Willie Winkie verrieth von nun an ein besonderes und ungewöhnliches Interesse für Miß Marbyce. Langsam und bedächtigt schlich er um die junge Dame herum und setzte sie durch ernstes und unverwandtes Ansehen in Verlegenheit. Er versuchte, zu ergründen, warum Cobby sie wohl geküßt hatte. Sie war nicht halb so hübsch wie seine Mutter. Doch war sie Cobbys Eigenthum und würde ihm in kurzer Zeit angehören. Deshalb schickte es sich für ihn, sie mit dem selben Respekt zu behandeln wie Cobbys großen Säbel oder seine glitzernde Pistole. Der Gedanke, daß er mit Cobby ein wichtiges Geheimniß theilte, ließ ihn drei Wochen ungewöhnlich artig sein. Aber dann brach der

alte Adam wieder durch und er machte in einem entlegenen Winkel des Gartens ein „Bivat-Feuer“. Wie konnte er voraussehen, daß die umherfliegenden Funken einen kleinen Heuschäfer anzünden und den Wechenvorrath für seines Vaters Pferde vernichten würden? Die Strafe folgte auf dem Fuße: Verlust des Führungszweigs und, das Schlimmste von Allem, zwei Tage Kasernenarrest, der sich auf Haus und Veranda erstreckte, verbunden mit dem Verbot, sich vor seinem Vater setzen zu lassen.

Er nahm das Urtheil als der Mann hin, der er stets zu sein bemüht war. Mit zitternder Unterlippe zog er ab, stand an der Thür stramm . . . Dann aber, einmal aus dem Zimmer heraus, rannte er, bitterlich weinend, in die Kinderstube. Sein „Zwartier“, wie er es nannte. Cobby kam am Nachmittag, um den Sünder zu trösten.

„Ich habe Kjest“, sagte Wee Willie Winkie traurig. Ich darf nicht mit Dir jeden! . . .

Ganz früh am nächsten Morgen kletterte er auf das Dach — Das war gestattet — und sah von dort aus Miss Alardyce, die gerade einen Spazirritt unternahm.

„Wo willst Du hin?“ rief Wee Willie Winkie.

„Ueber den Fluß“, antwortete sie und trabte weiter.

Die Garnison der 196er wurde im Norden durch einen Fluß begrenzt, der im Winter meist austrocknete. Schon in seinen frühesten Jahren war es Wee Willie Winkie verboten worden, über diesen Fluß zu gehen, und er hatte bemerkt,

dorthin leitete.

blauen Buche
höchst wunder-
den Menschen-
Curdie besiegt
und purpurnen
wirklich hatten
n. Selbst in
Papier bedeckt,
und Schlaf-
fest: jenseits
und „Major
ht zu begeben.
die Unholde sie
. . . Sie mußte

einen Augen-
brach er den

n Schatten so
ter zum Stall
ummerung schien
um auf Wee
verlehte. Der
ße Sünde alle

„oah“ bogat“ woppy, der ähmähänge“ wöppp, niemals seine Schritte

Wee Willie Winkie hatte außerdem einmal in einem großen die Geschichte von der Prinzessin und den Kobolden gelesen, eine bare Erzählung von einem Lande, in dem die Kobolde stets mit Kindern im Kriege lagen, bis sie schließlich durch den mächtigen wurden. Und so schien es ihm seitdem, daß die kahlen, schwarzen Berge jenseits des Flusses von Kobolden bewohnt würden; und auch die Anderen oft gesagt, daß drüben die bösen Geister lebten seinem Hause waren die unteren Hälften der Fenster mit grünem sicher doch der Unholde wegen, die sonst in die friedlichen Wohnräume hineinschauen und schießen konnten. Das stand jedenfalls des Flusses, wo die Welt zu Ende war, lebten böse Zauberer Alardyce sein böses Mädchen“ war im Begriff, sich in ihre Mas Was würde Cobby sagen, wenn ihr Etwas passirte! Wenn d wegschleppten, wie sie es mit Curdies Prinzessin gethan hatten! . . . unter allen Umständen zurückgeholt werden.

Im Hause war noch Alles still. Wee Willie Winkie dachte bild daran, wie zornig sein Vater werden würde; und dann . . . Arrest! . . . Ein unerhörtes Verbrechen!

Die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne warfen seine lang und schwarz auf die schön gepflegten Gartenwege, als er heranging und seinen Pony satteln ließ. In der Stille der Morgenäm es ihm, als ob die ganze große Welt plötzlich stillstehen müßte, Willie Winkie zu sehen, der in so grober Weise seine Pflicht : schlüßfrige Reiknecht half ihm beim Aufsteigen; und da die eine gro

anderen Bedenken in ihm zurücktreten ließ, gab er vor, er wolle zu Cobby Sahib hinüber reiten. Vorsichtig und lautlos ritt er über die weiche Erde der Gartenbeete aus dem Garten. Die Zerstörung, die der Pony mit seinen Hufen auf den Beeten anrichtete, war die geringste der Unthaten, die ihm die ganze Sympathie der Menschheit rauben mußten. Als er die Straße unter sich hatte, legte er sich vornüber und jagte so rasch, wie der Pony die Beine setzen konnte, hinunter nach dem Fluß.

Aber der mutigste aller Doppelponys vermag nichts gegen den langen Sprung eines Walers. Miß Alardyce war weit voraus. Sie hatte die Felber am Ufer und die Grenzwahe, auf der alle Posten schliefen, passiert. Gerade, als sie das jenseitige Ufer erklimmte, so daß Steine und Geröll umherflogen, verließ Wee Willie Winkie die Garnison und kehrte Britisch-Indien den Rücken.

Vorwärts gebeugt und die Flanken seines Ponys peitschend, brach er in Afghanistan ein; gerade konnte er noch Miß Alardyce als schwarzen Punkt in der steinigigen Ebene schimmern sehen.

Der Grund ihres Wagnisses war einfach genug. Cobby hatte ihr bei Gelegenheit in einem Ton, als ob er bereits ihr Herr wäre, verboten, über den Fluß zu reiten. Nun wollte sie zeigen, daß sie noch einen eigenen Willen habe, und Cobby damit eine Lektion erteilen.

Dicht am Fuß der unwirthlichen Berge sah Wee Willie Winkie den Waler schlittern und stürzen. Miß Alardyce fiel ab und verrenkte sich den Fuß, so daß sie nicht wieder aufstehen konnte. Hatte sie auch ihre Weistesgegenwart behalten, so brach sie doch in Thränen aus. Wie überrascht war sie aber, als sie plötzlich ein Kind ihrer Rasse mit weit aufgerissenen Augen, mit der Kshaki-Uniform angethan, auf einem fast ermatteten Pony auf sich zu galoppiren sah!

„Dast Du Dich sehr verlegt?“ rief Wee Willie Winkie, sobald er in Hörweite war. „Du hättest aber auch nicht hierher gedurft!“

„Ich weiß nicht“, antwortete Miß Alardyce kläglich, ohne den Vorwurf zu beachten; „aber mein lieber, guter Junge, was machst Du denn hier?“

„Du sagtest doch, Du wolltest über den Fluß jüber zeiten“, keuchte Wee Willie Winkie, der von seinem Pony sprang, „und Teiner, nicht einmal Cobby, darf über den Fluß jüber. Und da bin ich gleich hinter Dir her, aber Du hieltest ja nicht. Und siehst Du, nun hast Du Dir weh gethan und Cobby wird böse auf mich sein — und — und ich habe meinen Ajeft gebjochen — meinen Ajeft habe ich gebjochen!“

Da sah nun der künftige Kommandeur der Hundertfünfundneunziger und schluchzte. Trotz den Schmerzen in ihrem Fußgelenk war die junge Dame gerührt.

„Den weiten Weg von der Garnison bist Du hierher geritten? Warum denn?“

„Du gehörtest doch Cobby! Cobby hat mir Das erzählt“, klagte Wee Willie Winkie untröstlich; „ich sah, wie er Dich tägte, und er sagte, er hätte Dich lieber als Bell oder die Butscha oder mich. Und deshalb kam ich. Du mußt gleich aufstehen und mitkommen! Du hättest gar nicht hierher gedurft. Dies ist ein böser Ort — und — ich habe meinen Ajeft gebjochen!“

„Ich kann mich nicht bewegen, Winkie“, sagte Miß Alardyce seufzend. „Ich habe mir den Fuß verrenkt. Was sollen wir nun machen?“

Wieder traten ihr die Thränen in die Augen und nur die tapfere Haltung

des Kleinen, der seine Fassung wieder gewonnen hatte, verhinderte sie, laut aufzuschreien. Wee Willie Winkle war ganz von dem Gedanken durchdrungen, daß Weinen der Gipfel der Unmännlichkeit sei; obgleich es eigentlich selbst einem Manne erlaubt gewesen wäre, zusammenzubrechen, wenn er ein so großer Sünder geworden war wie Wee Willie Winkle.

„Winkle“, sagte Miß Alarbyce, „wenn Du Dich ein Bißchen ausgeruht hast, kannst Du zurückreiten und zu Hause sagen, sie sollen mich hier abholen. Mein Fuß thut mir fürchterlich weh.“

Der Junge schwieg eine Weile und Miß Alarbyce schloß die Augen. Die Schmerzen hatten sie einer Ohnmacht nahe gebracht. Als sie wieder aufblickte, sah sie, daß Wee Willie Winkle dem Pony die Zügel auf dem Hals zusammengeknotet hatte und ihn mit einem kräftigen Hieb laufen ließ. Das kleine Thier raste der Garnison zu.

„Aber Winkle, was hast Du gethan?“

„Ruhig!“ sagte Winkle, „da kommt ein Mann . . . wohl einer von den bösen Kobolben. Ich muß bei Dir bleiben. Mein Vater sagt, ein Mann muß stets ein Mädchen beschützen. Jack rennt nach Hause und dann kommen sie und holen uns. Dajum habe ich ihn laufen lassen!“

Aber nicht nur einer, sondern zwei, drei Männer tauchten hinter dem Felsen auf und Wee Willie Winkles Muth sank bedenklich, denn unter ähnlichen Umständen pflegten die Kobolbe sich hervorzustehlen und den armen Curdie zu quälen. So hatten sie es in Curdies Garten getrieben — Das hatte er auf einem Bilde gesehen — und so hatten sie auch die Kamme der Prinzessin eingeschüchtert. Als er sie aber mit einander reden hörte, bemerkte er zu seiner Freude den kleinen Pushto, den Sohn eines kürzlich von seinem Vater entlassenen Reitknechtes, mit dem er zusammen gespielt hatte. Leute, die dessen Sprache redeten, konnten keine bösen Zauberer sein. Es waren sicher ganz gewöhnliche Eingeborene.

Sie kamen an die Stelle, wo Miß Alarbyces Pferd gestürzt war.

Da erhob sich Wee Willie Winkle, ein Kind der herrschenden Klasse, sechs-dreiviertel Jahre alt, und rief kurz und energisch: „Halt!“

Der Pony war inzwischen über den Fluß gelaufen.

Die Leute lachten; und Gelächter von „nativos“ war das Einzige, was Wee Willie Winkle nicht vertragen konnte. Er fragte, was sie wollten und warum sie nicht machten, daß sie fortkämen.

Noch andere Männer mit höchst verdächtigen Gesichtern und krummschäftigen Flinten krochen aus dem Schatten der Felsen hervor, bis Wee Willie Winkle schließlich ungefähr zwanzig dieser Kerle vor sich hatte.

Miß Alarbyce schrie entsetzt auf.

„Wer seid Ihr?“ fragte einer der Männer.

„Ich bin der Sohn des Colonel Sahib und befehle Euch, daß Ihr auf der Stelle fortgeht. Einer von Euch muß in die Garnison laufen und sagen, daß das weiße Fräulein sich verletzt hat und daß des Obersten Sohn hier bei ihr ist!“

„Der will uns auf den Trab bringen?!“ war die lachende Antwort. „Hör' doch Einer den Knirps an!“

„Sagt, daß ich Euch schicke, ich, des Obersten Sohn. Sie werden Euch Geld geben!“

„Was soll das Gerebe! Nehmt Beide mit und verlangt ein anständiges Lösegeld für sie. Wir sind die Herren in den Dörfern auf der Höhe!“ sagte eine Stimme im Hintergrunde.

Es waren doch böse Haubereer, schlimmer noch als die Robolde, und Wee Willie Winkie mußte seine ganze Energie zusammennehmen, um nicht in Thränen auszubrechen. Aber er fühlte, daß Weinen angesichts eines „native“ — ausgenommen höchstens die Dienerin der Mutter — eine größere Felonie gewesen wäre als jede noch so grobe Pflichtverletzung. Außerdem hatte er ja als zukünftiger Kommandeur der Hundertfünfundneunziger dieses schneidige Regiment geschlossen hinter sich.

„Wollt Ihr uns etwa fortschleppen?“ sagte Wee Willie Winkie bleich und unruhig.

„Ja, mein kleiner Sahib Bahadur!“ erwiderte der größte von den Kerlen, „fortschleppen und dann auffressen!“

„Daß ist Linderbewäsch“, sagte Wee Willie Winkie. „Menschen fressen teine anderen Menschen!“

Eine Lachsalve unterbrach ihn; aber mit fester Stimme fuhr er fort: „Und wenn Ihr uns fortschleppt, so sage ich Euch, daß mein ganzes Regiment binnen vierundzwanzig Stunden kommen wird und Euch ohne Ausnahme töten wird! Nun: wer will meine Botschaft an den Colonel Sahib übernehmen?“

Es wurde dem Kinde, das die g's, t's und r's noch nicht richtig aussprechen konnte, leicht, in einem der landesüblichen Dialekte, deren er drei beherrschte, sich verständlich zu machen.

Da trat plötzlich ein anderer Mann zu der Versammlung und rief:

„Oh, Ihr Tröpfe! Was dieser Junge sagt, hat vollkommen seine Wichtigkeit! Er ist der Liebling der weißen Truppen. Wenn Euch Euer Leben lieb ist, so laßt die Beiden laufen! Schleppt Ihr sie weg, so bricht das ganze Regiment los und plündert das Thal und unsere Dörfer. An Entkommen ist nicht zu denken, denn sie haben sämtlich den Satan im Leibe. Rhoda Yar haben sie die Brust mit Kolbenstößen eingeschlagen, als er sich mit der Flinte zur Wehr setzte! Wenn wir dieses Kind nur berühren, werden sie brandschlagen, rauben und plündern einen Monat lang, bis nichts mehr übrig ist! Besser, wir schicken Einen zurück, der die Botschaft übernimmt und der dafür eine Belohnung bekommt. Ich sage Euch: das Kind ist ihr Abgott und sie schonen weder uns noch unsere Weiber, wenn wir ihm ein Leid zufügen!“

Din Mahomed, der entlassene Knecht des Obersten, war es, der sich ihnen so entgegenstellte. Ein hitziger und aufgeregter Wortwechsel folgte seiner Rede.

Wee Willie Winkie, Miß Allarbyces Beschützer, wartete ruhig den Ausgang des Streites ab. Sein „Regiment“, sein eigenes „Regiment“ würde ihn sicherlich nicht im Stich lassen, wenn es von seiner Lage erfuhr.

Der reitertlose Pony brachte die böse Nachricht zu den Hundertfünfundneunzigern, während im „pañte des Dörften“ schon seit einer Stunde große Verwirrung herrschte. Das kleine Thier galoppirte über den Exercirplatz, an der Hauptkaserne entlang, wo die Mannschaften sich niedergelassen hatten, um bis in den späten Abend hinein Schafskopf zu spielen. Kaum hatte Devlin, der Fahnen-träger der Leibcompagnie, den leeren Sattel gesehen, als er durch die Kaserne-

räume stürzte und jeden Stubenältesten, den er traf, mit den Worten aufjagte: „Los, Ihr Kerle! Dem Obersten seinem Sohn muß was passiert sein!“

„Runter gefallen kann er nicht sein! So wahr mir Gott helfe! Der fällt nich runter“, brummte ein kleiner Tambour. „Geht, seht ihm über den Fluß nach! Da ist er, wenn er überhaupt wo ist. Vielleicht haben ihn diese Schufte schon aufgegriffen! Denn Gottes Auge sieht nicht in diese trostlose Gegend! Los! Auf nach dem Fluß!“

„Du kannst Recht haben, Mott!“ rief Deblin. „Die ganze Compagnie — Ohne Tritt — Marsch! Und über den Fluß rüber — Vorwärts!“

So brach die Leibcompagnie, zum großen Theil in Heimbärmeln, auf, um ihren Liebling zu retten. Hinter der Front arbeitete sich der in Schweiß gebadete Sergeant ab und trieb die Leute zu doppelter Eile an.

Die ganze Garnison war mit den Hundertsünfundneunzigern auf den Beinen. Alles jagte hinter Wee Willie Winkie her. Auch der Oberst holte sie schließlich ein. Mühsam kletterte er durch das steinige Flußbett; er war viel zu erschöpft, um dazwischen wettern zu können.

Auf dem Hügel, unter dem Wee Willie Winkies böse Kobolde sich noch stritten, ob man die Beiden wegschleppen sollte, gab ein Schnarrposten zwei Alarmschüsse ab.

„Was habe ich Euch gesagt!“ rief Din Mahommed. „Da habt Ihr! Die Teufel sind schon los! Da kommen sie! Packt Euch fort und laßt Euch nicht bei dem Jungen sehen!“

Einen Augenblick waren die Kerle noch unerschläffig; als aber ein dritter Schuß fiel, verschwanden sie in den Bergen, lautlos, wie sie gekommen waren.

„Das Regiment kommt!“ jagte Wee Willie Winkie zuversichtlich zu Miß Alardyce. „Nun ist Alles gut. Schrei nich!“

Er selbst bedurfte aber dieser Ermahnung am Allermeisten, denn als sein Vater zehn Minuten später die Beiden erreicht hatte, lag er mit dem Kopf in Miß Alardyces Schoß und heulte wie ein Schloßhund.

Und die Hundertsünfundneunziger brachten ihn mit Jubel und Geschrei nach Hause. Unterwegs kam ihnen Cobby auf schäumendem Pferde entgegen und gab Wee Willie Winkie zu dessen größtem Mißbehagen öffentlich vor allen Mannschaften einen herzhaften Kuß.

Dann aber wurde seine Würde glänzend wieder hergestellt. Sein Vater versicherte, daß ihm nicht allein der Arrestbruch verziehen sei, sondern daß er auch sein Führungsgesetz wieder tragen dürfe, sobald es die Mutter auf seinem Blusenärmel befestigt hätte. Miß Alardyce hatte dem Obersten Etwas mitgetheilt, das ihn stolz auf seinen Sohn machte.

„Sie gebiete Dir, Cobby“, sagte Wee Willie Winkie und deutete mit einem schmutzigen Zeigefinger auf Miß Alardyce. „Ich wußte, sie durste nicht über den Fluß jüber zeiten, und ich wußte, das Regiment würde zu mir kommen, wenn ich Jock nach Hause schickte!“

„Du bist ein Held, Winkie!“ rief Cobby.

„Du mußt mich nun nicht mehr Winkie nennen! Ich heiße Percival William Williams!“

Wee Willie Winkie war ein Mann geworden.

Rudyard Kipling.

Aus dem alten Byzanz.

Ein geistvoller französischer Minister hat einmal gesagt: L' Empire byzantin a été chez nous sévèrement jugé. Das hat seine Gründe; aber man vergißt dabei zu gern, was der selbe treffliche Geschichtsforscher hinzusetzt: Byzance a été pour le monde slave et oriental ce qu'a été Rome pour le monde occidental et germanique. Ces peuples lui doivent tout: une religion, une langue littéraire, une littérature, un gouvernement. Ein solches Volk, so denkende Menschen werden fortleben, mag auch die geistige Feindschaft der nachgeborenen Geschlechter eine noch so große sein. Das Wort „byzantinisch“ ist bei uns stigmatisirt; und namentlich die dortige hohe Geistlichkeit ist in den Augen des Durchschnittsgebildeten der Inbegriff von slavischer Kriecherei und widerwärtigem Zelotismus.

Ich habe bei langjähriger Beschäftigung gerade mit diesen Vertretern der byzantinischen Welt- und Lebensanschauung diese schlimmen Züge wenigstens nicht ausschließlich in dem Portrait der oströmischen Prälaten wiederfinden können. In einer Zeit, wo der Despotismus von oben her jede freie Meinungsäußerung erbarmungslos niedertrat, ist gerade die Kirche das einzige Asyl der Geistesfreiheit gewesen. Während sonst Alles hinfenartig vor dem allerhöchsten Herrn sich beugt, sind die Priester die Einzigen, die in erhebender Weise Mannesmuthe zeigen, ganz einerlei, ob Gefängniß, Blendung oder qualvoller Tod das ihnen drohende Schicksal war.

Es ist nun eigentümlich, daß die entschiedenen Gegner der orthodoxen Glaubenslehre und der byzantinischen Kirchenpolitik, die katholischen Gelehrten, eine gewisse Sympathie für diese Männer bei allem inneren und äußern Gegensatz nicht verleugnen können. Cardinal Hergenroether hat dem großen Gegner Roms, dem nationalhellenischen Patrioten Photius, ein dreibändiges grundgelehrtes Werk gewidmet und es dabei verstanden, trotz dem scharf markirten theologischen und kirchenpolitischen Gegensatz doch dem genialen Patriarchen historisch gerecht zu werden. Wenn aber die geschichtlich hervorragendsten Gestalten des wackelhaften Byzantinertums selbst dem Gegner Achtung abnötigen, so zeigt sich, daß die landläufige Anschauung über das verkommene Byzanz einigermaßen der Revision bedarf.

Ein solcher markanter Charakterkopf in einer Zeit des allgemeinen Servilismus war auch der Patriarch Makarios von Antiochien. Kaiser Heraklius (610 bis 641) hatte eine kirchliche Union lediglich aus politischen Gründen zu Stande gebracht. Die Syrer und Egyptianer hielten sich von der Reichskirche fern und streiften damit rücksichtslos alle Lokalität gegenüber dem Kaiserthume ab. Sie sollten moralisch wiedergewonnen werden. Der Einbruch des Islam störte das im besten Gange befindliche Versöhnungswerk.

Heraklius' Urenkel Konstantin der Bärtige (668 bis 685) ließ auf dem ökumenischen Konzil von 680 die Unionlehre von dem Einen Willen in Christo feierlich verdammen, wieder aus politischen Gründen. Der Osten war definitiv verloren, dagegen die sehr rechtgläubigen Provinzen Italien und Afrika aufs Höchste, nahezu revolutionär durch die Kirchenpolitik der Regierung erregt. Vor Allem mußte daher mit dem Papst Frieden geschlossen werden. Der Canossengang des Kaisers sicherte dem oströmischen Gouvernement den Besitz von Italien auf weitere fünfzig Jahre.

Die meisten Prälaten Ostroms besaßen gegenüber Wünschen von oben her nur zu viel Anpassungsfähigkeit oder, wie damals der Kunstausdruck lautete, „eine nützliche Dekonomie zur Rettung vieler Seelen.“ Auf den Wunsch des Kaisers verbrannten der Patriarch und die Bischöfe nach Vorschrift der päpstlichen Legaten, was sie gestern verehrt, und verehrten, was sie gestern verbrannt hatten. Nicht so Makarius. Er war ein überzeugter Anhänger des bisher giltigen Glaubens und wollte die von oben her befohlene Umkehr durchaus nicht mitmachen. Inmitten der glänzenden Bischofsversammlung, der der Kaiser selbst, umgeben von seinen Generalen, Patriziern und Excellenzen, präsidirte, erklärte er: „Ich werde Euren neuen Glauben nicht bekennen; auch nicht, wenn ich in Stücke zerhauen und ins Meer geworfen werde.“ Und dabei blieb er mit unerschütterlicher Festigkeit, die schon Gibbon, kein Priesterfreund, an ihm bewundert hat.

Makarius machte auch der ökumenischen Synode viele Noth; denn er war so schändlich, für seinen Glauben unverächtliche wissenschaftliche Gründe ins Feld zu führen. Harnack hat in treffender Weise dieses Konzil als das „der Antiquare und Palaeographen“ bezeichnet. Denn man stellte keine neuen Dogmen auf, sondern arbeitete mit umfangreichen Aktensatzikeln früherer Synoden und ganzen Bänden von Citaten der Väter. Hier war nun aber Makarius seinen Gegnern über; denn er war der gelehrtere. Er führte für seine These von dem Einen Willen in Christo an: erstens einen Brief des Patriarchen Menas von Konstantinopel an Vigilius, den seligsten Papst von Rom, und zweitens zwei Briefe des Papstes Vigilius von Rom seligen Gedächtnisses, einen an den Kaiser Justinian frommen Andenkens, den anderen an Theodora, die Augusta frommen Gedächtnisses.

Das erregte natürlich große Bestürzung in der Versammlung; allein die päpstlichen Legaten erklärten diese wichtigen Zeugnisse sämmtlich für gefälscht. Die Legaten waren keine Gelehrten, sondern, wie Papst Agatho (678 bis 681) selbst in seinem Briefe an Kaiser Konstantin bezeugt, fehlte ihnen „die weltliche Beredsamkeit, die so ungebildeten Menschen nicht zu Gebote steht; dafür besaßen sie die Einfalt des apostolischen Glaubens, in dem sie von Kindesbeinen an unterrichtet waren.“ Der Kaiser und sein Konzil

schaute auch nicht auf Gelehrsamkeit, sondern verfolgten mit Konsequenz nur das eine Ziel, eine aufrichtige Versöhnung mit Rom anzubahnen. Deshalb mußte Makarius Unrecht und deshalb mußten die Legaten Recht haben. Doch es läßt sich nicht leugnen: man verfuhr mit einer für diese Epoche sehr aner kennenswerthen Wissenschaftlichkeit und Gründlichkeit; und dabei ist es die roheste und dunkelste, die absolut literaturlose Zeit des byzantinischen Reiches. Als man in der dritten Sitzung den Brief des Menas verlesen wollte, bemerkten die päpstlichen Legaten: „Der Brief soll nicht verlesen werden; denn er ist gefälscht. Eure Heilige Majestät möge genau zusehen und bemerken, daß der Brief des Menas erst nachträglich dem Altenfaszikel der fünften Synode vorgeheftet worden ist; auch ist Menas bereits im ein- undzwanzigsten Jahre Justinians gestorben, die Synode dagegen erst im acht- undzwanzigsten abgehalten worden.“ Sogleich wird eine palaeographische Kommission gebildet, bestehend aus dem Kaiser, den anwesenden Excellenzen und einigen Bischöfen. Sie untersuchen den Altenband genauer und finden, daß drei Lagen (Quaternionen) ohne die übliche Numerirung vorgeheftet sind. Erst mit der vierten Lage beginnt die Numerirung: Lage 1, Lage 2, Lage 3 u. s. w. Auch zeigen die drei vorgehefteten Lagen eine andere Schrift als die späteren. Sie sind also nachträglich zugefügt worden und der Kaiser verbietet daher ihre Verlesung. Gegen die Akribie dieser geistlichen Palaeographen läßt sich nichts einwenden. Viel bedenklicher stand es mit den beiden anderen Zeugnissen, den Briefen des Papstes Vigilius. Diese sind nicht äußerlich als nachträgliche Zusätze gekennzeichnet, sondern gehören wirklich den Verhandlungen der siebenten Sitzung der fünften allgemeinen Synode an. In der vierzehnten Sitzung der sechsten Synode findet darum eine noch viel sorgfältigere palaeographische Untersuchung statt, die jeder philologischen oder historischen Kommission Ehre gemacht hätte. Der Archivar (Chartophylax) des Patriarchates, der Diakon Georg, legt zuerst auf den Tisch des Hauses zwei Pergamentbände, welche die Akten des fünften Konzils enthalten, dann eine Papyrushandschrift, die nur die siebente Sitzung enthält. Diese Codices waren schon vorher bekannt gewesen. Außerdem meldet er, daß er bei genauerem Nachsuchen in der Bibliothek des hochheiligen Patriarchates noch eine andere vollständige Papyrushandschrift der Akten der fünften Synode gefunden habe. Dann schwört der Archivar „auf die unbesleckten Evangelien Gottes“, daß er diese Handschriften sämmtlich so, wie er sie vorgefunden, hier deponirt und keine Veränderung an ihnen vorgenommen habe.

Von Neuem konstituirten sich die Bischöfe als palaeographische Untersuchungskommission. Sie vergleichen die beiden Pergamentbände und die erste Papyrushandschrift mit der zweiten neu aufgefundenen Papyrushandschrift und einigen anderen alten Papyrushandschriften des selben Konzils; woher

sie diese haben, wird nicht gesagt. Und siehe da: die zwei bedenklichen Briefe finden sich nun in der Pergamenthandschrift und der Papyrushandschrift, die nur die siebente Sitzung enthält. Der zweite Band der Pergamenthandschrift beweist aber wieder, daß die Briefe des Papstes Sigilius nicht zur Zeit der fünften Synode geschrieben worden sind. Denn nach der mit „15“ und vor der mit „16“ bezeichneten Lage ist eine unnummerirte Lage eingeschoben und gerade diese enthält die beiden Briefe des Sigilius. Damit ist der Beweis geliefert, daß Dies nachträgliche Interpolationen sind und daß die Feinde des wahren Glaubens in „teuflischem Thätigkeitdrang“ diese Handschriften gefälscht haben. Sie werden kassirt und über die Urheber der Fälschung wird das Anathem ausgesprochen. So ist 680 die Entscheidung auf palaeographischem Wege gegeben worden. Leider hat sich auch hier, wie so oft, das wissenschaftliche Beweisverfahren als trügerisch erwiesen. Ich kann mich hier auf dogmatisch durchaus tabellose Autoritäten, Cardinal Baronius, Baluze und Bischof von Hefele, berufen.

Der Brief des Menas gehört allerdings nicht den Akten der fünften Synode an. Das sagt aber auch Malarinus gar nicht. Es war üblich, kaiserliche Erlasse, dogmatische Briefwechsel hervorragender Praelaten und ähnliche Aktenstücke, die sich auf den selben Gegenstand mit den Konzilsverhandlungen bezogen, den Sitzungakten beizugeben als *pièces justificatives*. So besitzen wir in den Akten der Synode von Ephesus und Chalcedon zahlreiche nachträglich beigelegte Aktenstücke, die den Sitzungprotokollen nicht angehören. Diese sind in den einzelnen Handschriften je nach dem Belieben des Schreibers oder seines Auftraggebers bald mehr, bald minder zahlreich. So beweist das nachträgliche Beheften des Menasbriefes gar nichts gegen seine Echtheit. Der Streit über die drei Kapitel, wegen dessen die fünfte Synode berufen wurde, hatte schon ein Jahrzehnt vorher, noch bei Lebzeiten des Menas, seine Wellen gezogen.

Mit Sigilius stand Menas in einem sehr lebhaften, bald freundlichen, bald etwas gereizten Verkehr. Hefele meint freilich, der Brief sei „jedenfalls unecht“; Das ist eine reichlich kühne Behauptung; denn sein Wortlaut ist uns völlig unbekannt, da der Kaiser auf der sechsten Synode die Verlesung des kompromittirenden Schriftstückes zweimal aufs Schärfste verbot.

Dagegen sind nach dem Urtheil der streng katholischen Gelehrten die Briefe des Sigilius echt. Die Akten der fünften Synode sind uns, wenn auch nur in lateinischer Uebersetzung, erhalten; und da findet man die beiden Urkunden dem Texte nach wörtlich mit den in der sechsten Synode verlesenen und verdamnten Briefen übereinstimmend.

Dazu berichtet die palaeographische Untersuchungskommission des sechsten Konzils einen sehr merkwürdigen Vorfall. Es fand sich auch ein lateinisches

Exemplar der Akten des fünften Konzils vor, das die Patriarchalbibliothek für sechs Goldstücke von der Gattin des Patriarchen Innocentius erworben hatte. Ueber dieses erzählte Konstantin, der Professor der lateinischen Sprache: „Wisse, Herr, zu den Zeiten des Patriarchen Paulus (641 bis 654) kam Fortunius, der Erzbischof von Karthago, nach der Residenz und wollte das Hochamt in der Großen Kirche (Hagia Sophia) celebriren. Nun entstand die schwierige Frage, wo man ihm seinen Platz anweisen sollte, vor oder nach den in der Residenz als Synodalmitglieder weilenden Erzbischöfen. Der Patriarch suchte deshalb die Akten des fünften Konzils, um ihm nach der dortigen Sitzordnung seinen Rangplatz anzuweisen. Da fand man zufällig diesen lateinischen Band und nach dessen Angaben wies ihm Paulus seinen Platz gleich nach den beiden vornehmsten Metropolitnen, dem von Caesarea und dem von Ephesus, an. Nun nimmt der Patriarch den Band und beauftragt den Professor, das lateinische Exemplar mit dem authentischen Papyrusbande der fünften Synode zu vergleichen. Es fehlen im lateinischen Exemplar die Briefe des Vigilius; Konstantinus übersezt sie ins Lateinische und der Diakon und Kalligraph Sergius, der eine sehr schöne Hand führt, kopirt sie und heftet das fehlende Stück dem lateinischen Exemplar ein. Schon Baluze hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß das authentische vollständige Exemplar, also das offizielle Exemplar des Patriarchates, die Briefe enthalte. Ueber dieses für sie so gefährliche „authentische Exemplar“ geht die Synode mit beredtem Stillschweigen hinweg. Der Wortlaut der Vigiliusbriefe ist nun allerdings für Mararius sehr günstig: „Wir verdammen . . . wer nicht bekennt, daß der Gott Logos fleischgeworden ist, Das heißt: daß Christus Eine Hypostase, Eine Person und Eine Willensenergie sei.“ Die katholischen Gelehrten helfen sich damit, daß sie die Worte „und Eine Willensenergie“ für eine nachträgliche monotheletische Fälschung erklären; das ist natürlich nur eine Verlegenheitshypothese; und sie setzen sich auch dadurch mit dem Konzil in Widerspruch, das ausdrücklich die ganzen Briefe für Fälschung erklärt hat; aber Dies ist, wie sie selbst zugeben, eine völlig unhaltbare Behauptung. Man darf diesen Männern des barbarischen siebenten Jahrhunderts das Zeugniß nicht versagen, daß sie mit der größten Gewissenhaftigkeit und allen wissenschaftlichen Mitteln, welche die damalige Zeit kannte, ihre Untersuchung vorgenommen haben. Wenn ihr Ergebniß trotzdem nicht stimmte, so können sie sich damit trösten, daß Leuchten der Wissenschaft in ungleich aufgeklärteren Jahrhunderten manchmal von ähnlichen Schicksalen betroffen worden sind.

Mararius, dieser Märtyrer philologischer Gründlichkeit, wurde nach Rom geschleppt, wo er im Dunkel eines Klosters verschwand. Allein sein Glaube besaß begeisterte Anhänger in seiner Heimath Syrien: die Maroniten

des Libanon. Zur Zeit der Kreuzzüge haben die isolirten Maroniten sich mit Rom vereinigt und sind heute seine treuesten Anhänger. Ihre Gelehrten, vor Allem der große Keffemani, haben gründlich nachgewiesen, daß ihre Ahnen niemals Monotheleiten waren, und sie betrachten es heute als die größte Beleidigung, wenn man sie von jenen Ketzern des siebenten Jahrhunderts ableiten will, denen sie doch thatsächlich entstammen, gerade wie die Russen es nicht hören wollen, daß die Gründer und Organisatoren ihres Staates skandinavische Germanen gewesen seien. Die Völker vergessen überraschend schnell.

Jena.

Professor Dr. Heinrich Gelzer.



Weibliche Einjährige.

Das Eindringen der Frauen in Berufe, die seit Jahrhunderten Reservatrecht der Männer gewesen sind, beunruhigt viele Gemüther, weil die meisten dieser von Frauen umworbenen Männerberufe heute bereits ohne diesen neuen Andrang an Ueberfüllung krankten. Aerzte, Juristen, Gelehrte haben wir nach allgemeinem Dafürhalten über den Bedarf. Aus anspruchlosen, untergeordneten Gehilfinnen Schaaren von Konkurrentinnen entstehen zu sehen auf Gebieten, wo der Konkurrenzkampf unter den Männern das Vorwärtkommen schon schwer genug macht: Das ist keine erquickende Aussicht. In allen Tonarten hat man darum den andrängenden Frauen Halt! und Zurück! entgegengerufen. Allein all dies Halt! und Zurück! vermag die bedrohliche Bewegung höchstens hier und dort ein Wenig zu hemmen; im Ganzen hält es sie so wenig auf, wie vorgeschobene Planken einen Strom aufhalten würden, der seinen Uferdamm durchbrochen hat. Die angehäuft brachliegende Frauenkraft will und muß sich bethätigen mit der Nothwendigkeit des ihr inwohnenden Naturgesetzes; die gebildete unversorgte Frau bedarf eines Erwerbs- und Berufszweiges, der ihr materielle Unabhängigkeit und eine ihrer Weisheitsbildung entsprechende gesellschaftliche Stellung ermöglicht.

Hiergegen wird eingewendet: Es giebt höchst ehrenvolle Berufe, die der Frau kein Mann streitig macht, für die die Weibernatur vorzugsweise geeignet scheint und in denen noch keine Ueberfüllung herrscht, vielmehr zum Theil sogar ein beklagenswerther Mangel an ausübenden Kräften. Als zum Beispiel

Krankenpflege, Kinderpflege, der Hebammendienst, die feine Küche. Warum wenden sich die Berufe suchenden gebildeten Frauen nicht zuerst diesen Zweigen zu?

Dass sie dies scheinbar Vernünftigste, Naheliegende unterlassen und dagegen das scheinbar Unvernünftigste, schwer Zugängliche mit großer Energie erstreben, hat natürlich seine triftigen Gründe, Gründe analog denen, die unsere zunehmende Dienstboten-Noth und den Mangel an Arbeitern auf Wirtschaftshöfen und Aekern hervorrufen. In allen den gemiedenen Berufen entsprechen die materiellen und gesellschaftlichen Daseinsbedingungen nicht mehr den geistigen und materiellen Bedürfnissen der in Frage Kommenden. Die glatte Oberflächlichkeit, ein breites Tribunal, das stets schnell fertig mit dem Wort ist, pflegt zu sagen: „Heutzutage will eben Alles oben hinaus.“ In gewissem Sinne trifft sie damit das Richtige: nach oben wollen, müssen wir Menschen nämlich Alle, im Gegensatz zum Wasser, das nach dem ihm eigenen Gesetz immer noch unten wollen muß. Nur soll man nicht einen Charakterfehler sehen und bekämpfen in einem Zuge, der eins der wesentlichsten Merkmale unseres Menschenthumes ausmacht.

Sobald der Mensch einer Lebensform entwachsen ist, sucht er nach einer neuen, passenderen. Man kann zuweilen durch geschickte Umarbeitung zu eng und kurz gewordene Kleider wieder passend machen und in dieser Richtung haben wir wohl auch das Mittel zu suchen, das allein geeignet wäre, die bedenkliche Verschiebung in den Berufswahlen einigermaßen zurechtzurücken. Ich meine, man muß die gemiedenen, weil nicht mehr annehmbare Lebensbedingungen bietenden Berufsarten so organisiren, daß sie wieder auf den sozialen Zuschnitt der vorhandenen Berufsstandidaten passen.

Auf den Gebieten der Arbeiter und Dienstboten vollzieht sich dieser Prozeß bereits; auch unsere reformatorischen Frauenvereine sind in dieser Richtung mit Erfolg thätig. Aber gerade bei den als besonders weiblich anerkannten Berufszweigen für gebildete Frauen bleibt noch fast Alles zu wünschen übrig. Entschlossen sich die maßgebenden Kreise, die Aemter der Krankenpflegerin, der Hebamme, der Kinderwärtlerin, der Küchenmeisterin so zu heben, daß sie ihren Inhaberinnen an gesellschaftlicher Stellung und materieller Versorgung Das böten, was heute eine gebildete Frau, eine „Lady“, wie der Briten sagt, fordern kann und muß, so würde der Zubrang auch zu diesen Aemtern nicht ausbleiben und das Vaterland gewönne statt überflüssiger Gelehrtinnen höchst erwünschte und geschätzte Kräfte da, wo sie fehlen. Statt den Frauen die Universitäten zu verschließen und die Frage zu erörtern, ob der Frauenorganismus zur Ausübung gelehrter Berufe fähig ist oder nicht, sollten die Gegner des Frauenstudiums versuchen, die mühsamen und schweren Berufe, die sie als der weiblichen Geschlechtsindividualität besonders ange-

messen erachten, in einer Art umzugestalten, daß sie den geistig hochstehenden Frauen einen annehmbaren Ertrag für den Gelehrtenberuf bieten. Es handelt sich nur darum, die Nothwendigkeit und den großen Nutzen einer durchgreifenden Reform dieser Art zu erkennen; die Ausführung liegt im Bereich der Möglichkeit. Wo ein Wille ist, da ist ein Weg.

Der Frauenberuf, bei dem das Mißverhältniß zwischen den geforderten Leistungen und Opfern und den dafür gewährten Lebensbedingungen besonders augenfällig ist, ist der der gebildeten evangelischen oder konfessionlosen Krankenschwesterin. (Ueber die Lage der katholischen Krankenschwestern kann ich nicht urtheilen). Wenn ich an die Existenz gebildeter Damen als Schwestern in unseren verschiedenen Krankenhäusern denke, so fällt mir das Wort der Braut von Korinth ein:

„Opfer fallen hier,
weder Lamm noch Stier,
aber Menschenopfer unerhört!“

Es ist ein Ring der Noth. Wieder und wieder können wir in den Blättern die Aufrufe von Geistlichen an christliche Jungfrauen lesen: „Kommt! Widmet Euch dem Diakonissenberuf um Jesu Christi willen!“ Keulich schrieb ein frommer geistlicher Herr ganz kindlich: „Ich glaubte immer, die Jungfrauen müßten von selbst kommen; nun aber sehe ich, daß ich sie rufen muß.“ Auch auf den Ruf des Guten werden sie nicht herbeiströmen! In allen unseren Krankenhäusern sind die Schwestern knapp und die Wenigen daher über die Kräfte angestrengt, so daß von den ohnehin Wenigen Wenige lange ausdauern können.

Und doch müssen Kranke sachgemäß gewartet werden um ihrer selbst und um der Gesunden willen. Sie sollen womöglich bald genesen, sie sollen die Gesunden nicht anstecken und das Tagesleben nicht allzu sehr belasten. Denn Kranke liegen oft wie ein zerstörender Wehthau auf dem Leben ihrer Umgebung. Tausendfach werden frische, gesunde Kräfte einfach den Kranken hingeopfert.

Geordnete, geschulte, lokalisirte Krankenpflege ist gewiß eine der wichtigsten Angelegenheiten des Staates. Aber was Staat, religiöse Gemeinschaften und Private in dieser Lage gethan haben und thun, ist unzureichend. Vor Allem unzureichend ist Das, was für die gebildete Krankenschwester geschieht. Die Krankenpflege — daran zweifelt wohl Niemand — ist einer der aufreibendsten Berufe, nicht nur für den Körper, sondern auch für Gemüth und Geist. Auch ist festgestellt worden, daß Sterblichkeit und Erkrankungen unter den berufsmäßigen Krankenschwestern ziemlich die höchste Ziffer erreichen. Den ungewöhnlichen Strapazen müßten billiger Weise ungewöhnliche Auffrischungen das Gegengewicht bieten. Das ist jedoch durchaus nicht der Fall.

Die Krankenschwestern sind so überanstrengt und erschöpft, daß sie in den sehr knapp bemessenen Urlaubszeiten der Erholung gar nicht mehr fähig sind. Einmal aus der Tretmühle ihres schweren Dienstes heraus, brechen sie gewöhnlich zusammen. Kein Wunder, daß man die mächtige moralische Unterstützung der Religion nothwendig gefunden hat, um Jungfrauen für einen solchen Beruf zu gewinnen und darin zu halten. Nur der Stimulans fortwährender religiöser Exaltation kann eine lebenslange Mägde-Arbeit mit Verzicht auf Erdenglück und Erdenlust erträglich machen. Darum hat man als Erfahrung verzeichnet, daß nur streng kirchliche Orden und Gemeinschaften bis jetzt dauernd brauchbare Krankenpflegerinnen gestellt haben. Allein die evangelische Kirche unserer Tage besitzt nicht annähernd genug Macht über die Gemüther, um durch ihren Einfluß den Bedarf an gebildeten Krankenpflegerinnen decken zu können.

In den nicht-religiösen Schwesternschaften liegen die Dinge noch schlimmer. Ermüdung, Dienstmägde-Arbeit, Einförmigkeit, Anstrengung sind hier wie dort; dagegen fehlt die belebende Gemüthsnaheung und das geistige Ausruhen während religiöser Erbauungstunden. Enttäuschung, Herzenskummer oder sonst eine Entgleisung auf dem Lebenspfad: Das sind die Beweggründe, die unsere nicht-kirchlichen Krankenschwesternschaften hauptsächlich zusammenbringen. So oft Dieses ausgesprochen wird, erhebt sich freilich im Kreis der Schwestern entrüsteter Protest; dennoch halte ich es für Thatsache. Selbstverständlich sind Ausnahmen vorhanden, Frauen, die hier, wie überall, wo sie stehen würden, sich, kraft ihrer überlegenen Persönlichkeit, zu Herrinnen der Situation machen. Nur darf auf Ausnahmen kein System gegründet werden.

Wenn heute der Beruf der Krankenpflegerin ein so schwerer und trauriger Dienst ist, daß nicht Viele den Muth und die Entsagungsfähigkeit aufbringen können, ihn zu erwählen, so liegt Das nur zum kleineren Theil an der Dienstleistung als solcher. Die Hauptschuld trägt sicherlich die Organisation des Dienstes, die das Nothprodukt eines zweifachen Mangels ist: an Menschenkräften und an Geldmitteln.

An und für sich müßte sich der Krankendienst so gestalten lassen, daß er den sich ihm Weihenden ein volles, reiches, Herz und Geist füllendes Menschendasein böte. Das Pflegen ist eine der weiblichen Eigenart sehr gut liegende, ihr gerabezu angeborne Beschäftigung. Der damit verbundene unmittelbare, intime Verkehr von Mensch zu Mensch, der eine Fülle persönlichsten Erlebens mit sich bringt, das Bewußtsein, Verantwortung über Leben und Tod in Händen zu haben, die hohe Wichtigkeit der Treaue im Kleinsten, das seelsorgerische Moment, die Macht, zu lindern, zu helfen, zu stützen, die Bethätigung von Taft, Geduld, feiner Klugheit: dies Alles müßte die Krankenpflege zum idealen Beruf für eine geistig hochstehende Frau machen.

Um nun das Märtyrertum des heutigen Krankenhausdienstes in einen erstrebenswerthen Beruf für gebildete Frauen umzugestalten, muß Sorge getragen werden, daß die Krankenpflegerinnen entlastet, möglichst vor Ueberanstrengung geschützt werden, in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Kranken; daß ihnen ferner außerhalb der Dienststunden Freiheit und Gelegenheit zu selbstgewählter Auffrischung gelassen werde und daß man ihnen, last not least, ein ihren Leistungen entsprechendes Gehalt und nach einer bestimmten Reihe von Dienstjahren angemessene Pension zahle. Sobald diese billigen Bedingungen von Staat oder Stadt oder Privatgesellschaften in vollem Umfang erfüllt werden, werden auch gebildete, intelligente Mädchen gern dem männlichen Arzt sein Praktizieren überlassen und sich mit dem Assistentenamt der Pflegerin begnügen. Falls sie wissenschaftliche Neigungen haben, würde ihnen medizinisches Universitätsstudium dabei keineswegs hinderlich sein, vielmehr dazu beitragen, das Amt der geschulten Pflegerin zu heben.

Einen ganz eigenthümlichen Einwand vernahm ich, als ich vor Jahren einmal in einer Zeitung die Gehaltsfrage der Krankenschwestern berührte. Die aufopfernde Arbeit im Dienst der Nächstenliebe, so ungefähr sagte ein Geistlicher, sei mit Geld überhaupt nicht abzulohnen, sondern müsse als freiwilliger Dankes tribut für das Erlösungsofer Christi dargebracht werden. Ein Entlohnung durch Geld wäre ein Herabziehen des ehrwürdigen Diakonistenstandes. Ich gebe gern zu, daß ein Leben aufopfernder Menschenliebe ohne materiellen Entgelt dem christlichen Ideal am Nächsten kommt. Doch kann ich nicht einsehen, warum in diesem Leben rauher Wirklichkeiten gerade auf diesem einen Gebiet den thatsächlichen praktischen Bedürfnissen nicht Rechnung getragen werden dürfte. Jeder Arzt, jeder Staatsmann, jeder Offizier, jeder Geistliche nimmt Geld für seine dem Gemeinwohl geleisteten Dienste, je mehr, desto lieber, ohne seinen Stand dadurch herabgezogen zu fühlen. Es geht eben nicht anders. Um, wie Graf Leo Tolstoi, seine Zeit und Kraft im Dienste der Menschenliebe verschenken zu können, muß man, wie Tolstoi, begütert sein. Auch ist es immer noch etwas ganz Anderes, zu sagen: Ihr müßt schenken und opfern!

Also noch einmal: um die sehr wünschenswerthe Umgestaltung des Krankenpflegerinnen-Wesens herbeizuführen, bedarf es erstens bereiten Menschenmaterials, zweitens des Geldes. Wie ist Beides zu schaffen?

Eine der stärksten Persönlichkeiten der modernen Frauenbewegung, Helene Lange, hat in einem auf der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Dresden 1891 gehaltenen Vortrag gesagt: „Wenn ich einen frommen Wunsch aussprechen darf, so ist es der, daß alle jungen Mädchen, wie der Mann sein Militärjahr, ihr Jahr in einem Volkskindergarten oder sonst einer Veranstaltung zum öffentlichen Wohl abdieneu müßten.“ Der

Gedanke einer allgemeinen einjährigen Dienstpflicht für Mädchen ist seitdem an verschiedenen Enden aufgetaucht. Auch Männer, wie z. B. der Rendant des Johanniter-Ordens, Geheimrath Herrlich, haben sich eifrig damit befaßt. Mir scheint die Verwirklichung dieser Idee die Pforte zu einer ganz großartigen Reform, die eine praktische Umgestaltung des Krankenpflegerinnen-Berufes mit einschließen würde. Alle gesunden jungen Mädchen im Alter zwischen achtzehn und zweiundzwanzig Jahren hätten ihr Jahr je nach Neigung in Krankenhäusern, Kindergärten, Waisenhäusern, Volksschulen abzubienen.

Mit dieser Einführung, die wohl noch in keinem Staate versucht worden ist, sollten wir den Anfang machen, denn sie wäre echt preussisch im guten Sinne. Ein Jahr praktischer Thätigkeit im Dienst der Nothleidenden, dabei stramme Disziplin, strenge Pflichterfüllung, persönlicher Kontakt mit Armuth und Leiden, wäre den zukünftigen Müttern ohne Frage förderlicher als das ziellose Herumflattern von einer Zerstreung zur anderen. Es würde das Mädchen in den Ernst der Berufsarbeit einführen, würde ihm praktische Kenntnisse beibringen, seinen Blick weiter und tiefer machen, Muskeln und Nerven stärken. Daneben würden die alljährlich eintretenden einjährig Dienstpflichtigen eine sehr bedeutende Zufuhr an frischer Arbeitskraft sein und damit die werthvollen geschulten Kräfte entlasten. Den Geschulten, Erfahrenen würde dann mehr und mehr der geistige Theil des Dienstes, die Oberleitung, Anlernung, Ueberwachung, zufallen, während die mehr mechanische und die grobe Arbeit der Vorarbeiten der Pflegerinnen, Dienenden, Krankenpflegerinnen, ...

Zweifel fände man unter den Dienstpflichtigen immer Solche, denen der gewählte Dienst so sehr zusagte, daß sie sich aus freiem Antrieb entschlossen, dabei zu bleiben. Diese würden von Dienenden zu Lernenden und dann zu ausübenden Schwestern und Oberschwwestern aufrücken. So könnte die einjährige Dienstpflicht der Mädchen mit einem Schlage einer doppelten Salamisüt abhelfen. Die Mittel (aus denen auch die Gehälter sämtlicher Lehrschwestern, Oberinnen, Anstaltärztinnen, Rendantinnen u. s. w. zu bestreiten wären) müßten durch eine mäßige, nur die vermögenden Staatsbürger treffende besondere Steuer eingebracht werden.

Frieda Freiin von Bülow.



Semesterwechsel.

Schulschluß, Ferien, Ultimo, Badereise: in diesen Zeichen steht jetzt die Börsenwelt. Wie der Privatmann eine Unfallversicherungspolice erwirbt, bevor er zur Weltausstellung nach Paris fährt, so erkaufte sich der den Börsenjäten Entweichende wenigstens für ein paar Wochen Ruhe durch Lösung seiner Verpflichtungen.

Die Abgaben, die in Spielpapieren vorgenommen wurden, sind zum großen Theil auf solche Vorbereitungen zur Badereise zurückzuführen und dürfen daher nicht sämmtlich der Abneigung gegen industrielle Werthe zugeschrieben werden. Das Erholungsbedürfniß ist tiefengroß; es entspricht dem Maß der Anstrengungen, die nothwendig waren, um bei dem letzten Ultimo mit heiler Haut davon zu kommen. Es gewitterte mehrmals gar zu vernehmlich; und auch der Blitz schlug ein. Berlin blickt ängstlich nach der Provinz und die Provinz nach Berlin, um zu sehen, wo der Schaden größer ist. In den ersten Julitagen mußte sich die Bescherung enthalten. Der Feuerbrand trifft mitunter auch den Rechten. Herr Märker mußte sich seinen Gläubigern offenbaren, die ihn freilich längst kennen. Welches Unheil konnte dieser Mann anstiften, ehe ihn das Schicksal ereilte! Die schlimmste Kundengefellschaft wurde systematisch auf das Börsengeschäft, das ihr so fremd ist wie ein gutes Gewissen, dressirt. Sehr oft vergaßen diese Leute das Bezahlen oder erhoben den Differenzeinwand. Herr Märker ließ sie ruhig gewähren, denn ihm blieb noch genug Gewinn; nie plante er einen Appell an die Oeffentlichkeit, die er wohl mit Recht scheuen mochte. Jetzt aber, da er wieder einmal Kundenverluste erdulden muß, benützt er den willkommenen Anlaß, um seine eigenen Verpflichtungen loszuwerden. Herr Laband, weiland Direktor der Berliner Mallerbank, hat zur rechten Zeit sich polnisch empfohlen, — und so muß dieser Flüchtling, der sich nicht mehr verteidigen kann, noch seinen Rücken dazu hergeben, daß Herr Märker ihn als Deckung vorschickt und auf sein Konto Verluste schreibt, die aus ganz anderer Quelle stammen. Das Mißtrauen gegen die Thätigkeit neuer Geschäfte ist leider nur allzu berechtigt. Die Zahlungseinstellungen, die öffentlich bekannt wurden, sind nicht die einzigen. Es liegt auch kein Grund vor, jede kleine Verlegenheit an die große Glocke zu hängen, wenn die Möglichkeit, dadurch weitere Schädigungen zu verhüten, nicht mehr vorhanden ist. Es wäre traurig, wenn der journalistische Beruf nur den Zweck hätte, Dem, der ihn ausübt, die Glorie des Vielwissers zu sichern. Neulich gab es einen förmlichen Tumult an der berliner Börse, als diese Schande des Journalistenstandes sich in die Toga der Unschuld zu hüllen suchte, nachdem sie leichten Herzens einer ehrlichen, strebsamen Firma ohne jeden Grund ein Brandmal aufgedrückt hatte. Der Heros eines solchen Tageblattes fühlt sich, wenn er in die Welt hinaus-schreien kann: „Ich weiß mehr als die Anderen!“ Die Anderen sind freilich weniger erfindertisch. Ein kleiner Maller war in Schwierigkeiten gerathen, hatte aber die besten Aussichten, bald wieder auf festen Boden zu kommen. Jeder, dem es anging, wußte davon und bemühte sich, das gute Werk zu fördern. Da er-eilte den Kernsten der journalistische Henker, — und es war um ihn geschehen.

Die Zahl der Opfer dieses bösen Ultimo ist groß genug. Selbst die Rheinische Bank in Mülheim hat ihren Aufsichtsrathsvorsitzenden, den berühmten Herrn Leo Hanau, der immer noch den Montanaktienmarkt beherrschen wollte, preisgegeben, als ob sie und nicht er der Gebieter wäre. Auch Herr Wittgenstein, der kluge Förderer der österreichischen Montanindustrie, dem sie die Einführung moderner Technik verdankt und der ein paar Jahre lang den dortigen Eisenmarkt in der Gewalt hatte, wird alt und vergißt die Gruppierung der Parteien. Das Wittgenstein-Syndikat ist zu einem stehenden Begriff in der Börsensprache geworden, und wenn Herr Feilchenfeld, der einstige Direktor der Böhmischen Escomptebank, die

wiener Börse für seine großen Unternehmungen in Montanpapieren in Anspruch nimmt, so muß sich Herr Wittgenstein gefallen lassen, daß er nach wie vor als Hintermann des alten Freundes betrachtet wird, des Mitwissers aller Börsenkünste, in denen Wittgenstein die unbestrittene Weltmeisterschaft besitzt. Diesmal war der Schüler ohne Hilfe des Lehrers vorkarschirt. Das verdroß den Meister so sehr, daß er laut seine Schuldblosigkeit an dem Herrschergelästen Feilchenfelds betheuerte. So hat die wiener Börse endlich wieder einen Gesprächsstoff. Auch um die Kreditaktie erhebt sich ein niedliches Geplänkel. Die Herrschaft über dieses Papier ist den gemüthlichen Wienern von den ernsthafterey berliner Bankiers aus den Händen gewunden; doch die Berliner wittern Unheil und würden gern ihren Besitz verschleudern. Die Wiener wissen sich diese Abgabelust nicht zu erklären; und doch hätten sie es so leicht, sich nach dem Ergehen der hirtensberger Patronenfabrik zu erkundigen. Zunächst wird ihnen die Verwaltung zwar, wie üblich, mittheilen, daß Verhandlungen mit einer ausländischen Macht wegen umfangreicher Patronenlieferungen angeknüpft seien. Da jede Patronenfabrik sich um den Absatz ihrer Erzeugnisse kümmern muß, schweben stets solche Verhandlungen. Es kommt darauf an, ob die Werkstätten wieder beschäftigt sind und ob die entlassenen Arbeiter wieder angenommen werden können, und damit hat es noch gute Wege. Um dem groß angelegten Unternehmen auch nur eine bescheidene Rentabilität zu sichern, muß der Versuch unternommen werden, Geschloßhändler, Sprengkapseln, Jagdhüllen und ähnlichen Kleinkram in einer neuen Fabrik herzustellen, bis vielleicht nach ein paar Jahren wieder ein Patronenauftrag eintrifft. Seit dem spanisch-amerikanischen Kriege ist nämlich noch nichts verdient worden, und da die jedesmalige „Kriegsdividende“ für das laufende Jahr allein in Betracht kommt und nicht auch zu ausgiebiger Dotirung eines besonderen Dividendenfonds benutzt wird, so folgt auf ein fettes Jahr eine Reihe von mageren. Aber die Kreditanstalt bleibt gern in alten Bahnen, auch wenn sie sich nicht bewährt haben. Ihre Semesterbilanz wird den Erfolg zeigen. Sie bleibt auch in der Theiligung an anderen Unternehmungen bei der alten, verderblichen Unvorsichtigkeit; aber sie will eben glänzen. Wie schön klang es, als sie vor einigen Jahren verkünden konnte, es sei ihr „geglückt“, einen bisher wenig beachteten Industriezweig zu „gründen“! Sie hatte sechs böhmische Fezfabriken dadurch, daß sie die Feiter gehörig spickte, unter einen Hut zu bringen vermocht. Die drei Millionen, die diese „Gründung“ kostete, betrachtete die Verwaltung sicher als eine vorzügliche Anlage, zumal durch die Vereinigung der Fabriken die Konkurrenz aus dem Lande geschlagen war. Die Fezfabriken versuchten nur noch das Interesse der Kreditanstalt, und um sich ihr gefällig zu erweisen, erhöhten sie die Preise. Aber die beabsichtigte Erweiterung der Fabrikation und die Verschönerung der Waare brachte nicht den erhofften Gewinn. Die böhmischen Herren hatten nämlich nicht mit ihren Abnehmern, fast ausschließlich türkischen Händlern, gerechnet. Diese beschloßen, sich von den alten Lieferanten abzuwenden und eine eigene Fezfabrik zu errichten. Ein belgischer Unternehmer ließ ihnen hierzu gern seine Kräfte. Er ließ sich in Böhmen Maschinen bauen und mietete geübte böhmische Arbeiter zu ihrer Bedienung. Nun haben die böhmischen Fezfabriken das Nachsehen. Die Bilanz des am dreißigsten Juni beendeten Geschäftsjahres wird diesen Mißerfolg vermutlich erläutern; schon jetzt wird eine Einschränkung der Produktion nöthig werden.

Die Kreditaktie verdient also nicht den Rang des Favoritpapiers und die Berliner Bankiers haben Grund, ihre Beziehungen zur österreichisch-ungarischen Monarchie zu lösen. Siemens & Halske scheinen auch schon des Spiels mit der Wiener Stadtverwaltung müde. Sie haben an der blauen Donau eine eigene Gesellschaft gegründet, die sich nun vergeblich um die Genehmigung zur Erfüllung ihrer natürlichsten Pflichten bemüht. Die Wiener Elektrizitätsgesellschaft hat wertvolle Grundstücke zum Bau einer Centrale erworben. Aber die Kommune vergißt einfach, die Erlaubniß zur Errichtung zu erteilen, obwohl die städtische Kommission, die den Antrag geprüft hatte, keine Ausstellungen zu erheben vermochte. So können die theuren Terrains nicht nützlich verwertet werden. Auch neue Kabel möchte die Gesellschaft legen, aber die Kommune vergißt wieder, die Genehmigung auszusprechen oder sich auch nur zu irgend einem Bescheide zu bequemen. Dabei leidet sie keineswegs lokale Engstirnigkeit. Der Wiener Tramway-Gesellschaft geht es noch schlimmer. Ihr ist ein drückender Kontrakt aufgezwungen worden, der sie zu unrentablem Betrieb geradezu nöthigt. Sie muß den Strom theurer als jeder Andere bezahlen und genießt außerdem nicht das Privilegium der Steuerfreiheit, das ihre Rechtsvorgängerin, die Stadt selbst, besessen hatte. Dabei haben die Aktionäre innerhalb der Verwaltung nicht mehr mitzureden. Nur die Vertreter der früheren Aktienbesitzer führen die Geschäfte, und zwar in Gemeinschaft mit den Gegenkontrahenten der Tramway-Gesellschaft selbst; daraus entsteht das liebliche Verhältniß, daß die Leute, die mit dem Unternehmen Geschäfte machen, namentlich also alles für den elektrischen Betrieb Nöthige liefern, einseitig die Vorschriften erlassen, die dann die Gesellschaft, also die Aktionäre, binden. Noch hoffen die Ärmsten, durchzusetzen, daß wenigstens ein Vertreter ihrer Interessen einen Platz im Ausschraß erhält.

Ranche Elektrizitätsgesellschaft wird noch die Nacht preisen, die der Entfaltung ihrer Kräfte Schranken setzte. Den meisten Unternehmen dieser Art ist allmählich der Athem ausgegangen; das Geld ist verbraucht und die Banken geben keine neuen Vorschüsse her. Sogar die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft, die große, gebenedeite, über der Emil Rathenaus sorgames Vaterauge wacht, hat in einem Theil ihrer Gebiete eine Verlangsamung der Arbeit eintreten lassen und wird zum früheren Tempo erst zurückkehren, „wenn die in Finanzkreisen vielfach gehegten Befürchtungen sich als unberechtigt erwiesen haben“. Am Meisten haben die Städte unter dieser Zurückhaltung zu leiden. Sie hoffen und harren auf elektrische Licht- und Kraftanlagen, und da sie die zu diesem Zwecke nöthigen Kapitalien nicht durch Stadtanleihen aufbringen können, weil sich für sie kein Viehhaber mehr einstellt, so wählten sie bisher den bequemsten Weg; sie überließen die Sorge für die Geldbeschaffung den Unternehmern selbst. Die aber können nicht mehr, — und auf die elektrischen Straßenbahnen und die elektrische Beleuchtung muß einstweilen verzichtet werden.

Da selbst zu niedrigen Kursen die Stadtanleihen nicht mehr unterzubringen sind, wird der Blick sehnsüchtig nach dem fernen Amerika gerichtet. Vergeben und vergessen ist, daß die Vereinigten Staaten sich auf die Versorgung der deutschen Eisenverbraucher einrichten und, sobald nur irgend ein Schifflein Bedarf an Ballast hat, ihm Eisenfrachten anvertrauen; dann nämlich kostet der Transport nichts und die Beschwichigungserfuche, daß der Frachtzuschlag den Bezug

des amerikanischen Produktes für unsere Werke unrentabel mache, müssen verstrumen. Aber deshalb keine nationale Feindschaft! Selbst unsere vielgeliebten englischen Vettern dürfen jetzt eine der bedeutendsten deutschen Maschinenfabriken, die bisher nur deutsches Eisen verarbeitet hatte, mit englischem Material versorgen, weil sie es billiger anbieten als die inländischen Hütten. Die Bande nationaler Scheu zerreißen eben im Geschäftsgetümmel. Und wenn die new-yorker Bankiers unsere Rentenpapiere aufnehmen, so begrüßen wir sie gern mit dem Bruderkuß. Aber wir guten Deutschen sind wieder einmal etwas zu spät aufgestanden. Herr Rothstein, aus guten Gründen freiwilliger Agent des Herrn von Witte, hat eine Vergnügungsfahrt nach Amerika unternommen und die Folge dieser harmlosen Freude ist, daß die Thür, die sich uns eben noch öffnen wollte, verschlossen bleibt. Nur einzelne amerikanische Versicherungsgesellschaften werden ein paar Millionen deutscher Reichs- oder preussischer Staatsanleihen in ihre eisernen Bestände aufnehmen. Deshalb soll man sich nicht wundern, wenn den fremden Unternehmern der Geschäftsbetrieb bei uns wieder gestattet wird. *Do ut des* lautet die Devise, auf die in finanziellen Fragen streng gehalten wird.

Dynkeus.



Notizbuch.

Herr von Miquel mußte, wie schon so oft, in der vorigen Woche wieder einmal Spießruthen laufen. Am Johannistage 1890 ist er Minister geworden und die Presse hat die zehnte Wiederkehr dieses Tages benutzt, um dem Jubilar allerlei unangenehme Dinge zu sagen, — die selbe Presse, die für Staatsmänner vom Range des Fürsten Hohenlohe stets Loblieder hat. Eine gute Censur bekam er nur von den Agrariern; aber auch ihnen merkte man die Angst an, durch zu freundliche Weisen am Ende dem Gelobten Schaden zu können. Seine früheren Parteigenossen mügen Herrn von Miquel nicht mehr — die alte Liebe ist wenigstens in den nationalliberalen Blättern arg erkaltet —, das Centrum will nichts von dem Manne wissen, der Herrn Lieber die schlimmste Blamage seines Lebens beschert hat, und die Freisinnigen hassen ihn, Die um Nichter noch mehr als Die um Richter. Eine Satire, die Bamberger verfaßt hatte, für deren Autor aber Herr Alexander Meyer galt, hat vor Jahren schon Unfrieden zwischen Miquel und Meyer gesät; und seitdem heßt der fette Alexander mit nie ermattendem Eifer gegen den jetzigen Finanzminister. Ein Blick auf diese Gegner zeigt schon, daß der Befehdete nicht von gewöhnlichem Schlage sein kann. Eine dumme Durchschnittsgezelligkeit würden solche Leute nicht angreifen; und wenn Herr von Miquel so eitel und ehrgeizig wäre, wie ihm nachgesagt wird, dann könnte er in der Presse leicht begeisterte Lober finden. Hier ist sein komplizirtes Wesen sehr häufig geschildert worden. Er wurde neulich „genial“ genannt. Das ist merkwürdig falsch. Der Genius ist immer naiv und Herr von Miquel ist nur durch seine Verstandesschärfe stark. Daß er diese Kraft viel seltener zu positivem Wirken als zum Vertuschen benutzt, daß er keine muthige Politik treibt und fast immer nur von dem Wunsch erfüllt scheint, Schwierigkeiten zu verschleiern, Konflikte zu meiden und „die

Sache zu halten“: Das wird in der Geschichte unserer Zeit einst wohl seinen Ruhm recht empfindlich schmälern. Aber er hat die preussischen Finanzen in Ordnung gebracht, ist klug, gebildet und arbeitsam und wir sind an solchen Männern heute zu arm, als daß wir nicht froh sein müßten, wenigstens einen an wichtiger Stelle zu sehen. „Liberal“ ist er freilich nicht; und zum mindestens hundertsten Male hat ihn Herr Meyer jetzt an das Wort Wilhelms von Humboldt erinnert: „Wenn man einen Liberalen zum Minister macht, so hat man darum noch keinen liberalen Minister.“ Manche Leute werden dem malitiosen Säpfe des schlechten Politikers Wilhelm von Humboldt die Säpfe vorziehen, die der gute Politiker Paul de Lagarde einst schrieb: „Als Führer einer Lokomotive, als Verwalter eines Bahnhofes oder eines Schienenweges ist Niemand konservativ und ist Niemand liberal: Jedermann ist als Beamter dieser und jeder anderen Art Techniker, Sachverständiger. Wir müssen den Staat als Das ansehen lernen, was er ist, als eine dienende Maschine, der gegenüber es sich um konservativ, liberal, freisinnig gar nicht, sondern nur darum handelt, ob sie zu unserer Zufriedenheit und mit thunlichst geringen Kosten arbeitet.“

* * *

Auf diese Säpfe könnte sich auch Herr Millerand, der französische Handelsminister, berufen. Ich war Sozialdemokrat, könnte er sagen, jetzt aber bin ich Minister, muß also parteilos sein. Das klingt nicht übel. Aber . . . est modus in rebus. Neulich wurde in Chalons-sur-Saône auf strikende Arbeiter geschossen. Die Weisung ging, wie man annehmen mußte, von der Regierung aus, der Herr Millerand angehört. Diese Regierung hat wenigstens kein Zeichen ihrer Mißbilligung gegeben und wurde von den Sozialisten deshalb un gouvernement soutien des fusillours genannt. Das genirt den Genossen Millerand nicht. Früher, als in Journies auf Strikende geschossen worden war, schäumte sein Zorn wüthend auf. Aber damals war er noch nicht Minister. Jetzt erklärt er, es sei ihm ganz gleichgiltig, ob die Regierung eine Tagesordnung annehme, in deren Schlußsatz „die kollektivistischen Lehren, mit denen man die Arbeiter betrügt“, heftig getadelt werden. Jetzt trägt er stolz den Großcordons des Gustav Wasa-Ordens, den ihm der Schwedenkönig verliehen hat, diener vor europäischen und exotischen Fürsten, giebt Dinners, deren Menus selbst bei den Wästen des Hotel Ritz Weid erworben, und läßt ein kostbares Krmband seiner Frau auf der Weltmesse ausstellen. Die Kammersozialisten, die mit der Möglichkeit rechnen, es später vielleicht auch einmal so gut zu haben, wollen dem wunderlichen Vertreter des Proletariates die Heerfolge noch nicht versagen. Der Parteivorstand aber hat eine Resolution veröffentlicht, in der von der Regierung gesagt wird, sie sei un gouvernement ennemi autant et plus même du prolétariat que tous les gouvernements ayant jusqu'ici passé au pouvoir. Der Sozialdemokrat Millerand bleibt Mitglied einer Regierung, die von der offiziellen Vertretung der sozialdemokratischen Partei mit diesen Roseworten charakterisiert wird. Und seine Kammergarde hat, Mann für Mann, um ihrem Meister und Herrn das ministerielle Leben zu retten, für die Tagesordnung gestimmt, die die „Betrügerlehren des Kollektivismus“ verdammt.

* * *

Aus Oesterreich kommen seit Jahren fast täglich Berichte, die den Zustand des Reiches und der Verwaltung höchst ungünstig schildern. Da ist es nur gerecht,

auch einmal etwas Gutes aus Tschechien zu melden. Der Statthalter von Böhmen hat an die Bezirkshauptleute ein Rundschreiben erlassen, dessen vernünftiger, im besten Sinn moderner Inhalt in Deutschland Staunen erregen muß. Da heißt es: „Es kann nicht die einzige Aufgabe der Verwaltungsorgane sein, in den ihnen übertragenen Angelegenheiten nach dem Gesetz zu entscheiden; neben dieser allerdings wichtigen Thätigkeit der Verwaltungsjudikatur ist ihre erste Pflicht, mit Herz und Verstand für das Gedeihen von Industrie und Gewerbe sowie für das Wohl der Arbeiterschaft mit vollem Verständnis und aus eigener Initiative reformirend und aufmunternd in das gewerbliche Leben einzugreifen. Dazu ist vor Allem nöthig, daß sich die Organe der Gewerbebehörde eine gründliche und ausgedehnte Kenntniß der industriellen, gewerblichen und Arbeiterverhältnisse ihres Bezirkes aneignen, was nur durch steten regen Verkehr mit den betheiligten Kreisen erzielt werden kann. Der häufige Besuch von Fabriken, Werkstätten und Arbeiterwohnungen wird sie nicht nur über das Wesen der Produktion und über die wirtschaftliche Lage der Arbeiter belehren, sondern ihnen auch die Gelegenheit verschaffen, sich um die verschiedenartigen belästigenden Mißstände umzusehen und auf ihre Beseitigung zu wirken. Die Intervention bei Arbeiterversammlungen soll keineswegs ausschließlich vom polizeilichen Standpunkt erfolgen, sondern es ist nöthig, daß auch auf den sachlichen Inhalt der Reden und auf die vorgebrachten Beschwerden geachtet werde, damit sie auf ihre Wichtigkeit geprüft und zu geeigneten Maßregeln verwendet werden können. Bei allen Amtshandlungen und bei Entscheidungen in Gewerbeangelegenheiten soll mit der größten Raschheit vorgegangen werden, denn es handelt sich da immer um wichtige öffentliche Interessen oder um private Eigenthumsfragen, deren Schutz keine Verzögerung verträgt. Der bureaukratische Geist im schlechten Sinn dieses Wortes muß in Gewerbeangelegenheiten auf jeden Fall eingeschränkt werden und muß einer weitreichenden, freien und befruchtenden Thätigkeit der Gewerbebehörden weichen.“ Ob ein solcher Erlaß nicht auch in unseren Präsidien und Landrathsämtern recht nützlich wirken könnte? Oder kann aus Böhmen nichts Gutes kommen?



Die Oldenburger sind glückliche Leute. Ihr alter Großherzog, Peter, der neulich gestorben ist, war ein gutmüthiger, ruhiger, bescheidener Herr, der nicht daran dachte, sich für ein Wesen von besonderem Stoff zu halten, und sein Erbe, Großherzog Friedrich August, scheint dem Beispiel des Vaters folgen zu wollen. Peter lebte mit den Bürgern und hielt es für seine Fürstenpflicht, die Stimmungen, Wünsche und Wallungen des Volkes aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Als andere souveraine Herren in der Sozialdemokratie noch eine Horde wüster und sittenloser Gesellen sahen, interessirte er sich schon für diese Bewegung — der ein Volkswirth vom Ruhm Hambergers damals eine höchstens zehnjährige Dauer prophezeite — und ließ sich während des Sozialistengesetzes das von Bernstein redigirte Parteiorgan im verschlossenen Couvert aus Zürich schicken, um zu wissen, was die Leute eigentlich wollen. Vielleicht hat die posthume Enthüllung dieser Thatsache bewirkt, daß die offiziellen berliner Blätter kein armes Wörtchen für den toten Bundesfürsten fanden. Als Peter im Francozentrieg mit seinem Kruppentheil vor wegz lag, wurde ihm umo seinem wogn, dem jetzt regirenden Großherzog, vom König Wilhelm das Eisene Kreuz verliehen. Die Oldenburger hatten in einem Gesecht mitgekämpft, das einen Ausfallversuch

der Belagerten zurückzuschlagen sollte, die Fürsten waren natürlich aber nicht ins Getümmel gekommen. Peter telegraphirte an seine Frau: „Der König hat mir und August das Eiserne Kreuz verliehen. Ich kann in dieser Auszeichnung nur eine Anerkennung für die oldenburger Truppentheile finden, da wir Beide keine Gelegenheit hatten, uns auszuzeichnen.“ Die schlichten Sätze schildern den ganzen nüchternen und bescheidenen Mann. In Berlin war er selten zu sehen; der Glanz höfischer Feste muß ihn wohl nicht an die Spree gelockt haben. Und sein Sohn hat gleich nach der Thronbesteigung gesagt: erstens wolle er keine Reden halten, zweitens wünsche er, die Wahrheit, auch die unangenehmste, zu hören, und drittens verbitte er sich alle festlichen, kostspieligen Empfänge und werde sich über ein paar einfache Blumen mehr freuen als über jede prunkvolle Aufwendung. Die Oldenburger sind glückliche Leute.



Die größte Freude hat das Versprechen des Oldenburgers erregt, keine Reden halten zu wollen. Im deutschen Süden war man der undämbbaren Redseligkeit unserer Staatsmänner längst schon satt; jetzt hat dieses Gefühl sich auch im Norden durchgesetzt und sogar die gute Tante Voh glaubt, mit Rücksicht auf ihre Absonnenen alle paar Tage gegen die Rednerei zu Felde ziehen zu müssen. Leiblich freie Kritik darf man in dem herrlichen Rechtsstaat Preußen ja nur an den Reden üben, die von Ministern, Staatssekretären, Präsidenten und Stadttyrannen geleistet werden. Und was diese Würdenträger bei Festen und Schmausereien vorbringen, interessiert längst keinen Menschen mehr. Soll man etwa noch umständlich von den Bratenreden der Herren von Thielen und von Hammerstein-Voxten berichten? Die Herren finden es passend, private Aeußerungen des Kaisers ans Licht zu zerren; sie würden sich vielleicht wundern, wenn sie hörten, was über hohe Beamte in Rominten und Kiel gesprochen wurde. Bismarck hat gesagt, ein guter Redner sei selten ein guter Schachspieler und noch seltener ein guter Politiker. Wir sehen heute entsetzt, wie richtig dieses Urtheil war. Da die eloquenten Würdenträger offenbar nicht begreifen wollen, daß sie sich, um zu wirken, rar machen müßten, wäre es am Besten, ihre Sectorsortien einfach totzuschweigen. In dieser Kunst leistet unsere Presse sonst doch so Großes: hier könnte sie einmal nützlich werden. Will man aber die Toaste durchaus drucken, dann empfiehlt sich als Motto der gute Spruch Franzens von Kobell:

Das merkt, Ihr Jagdgenossen:
Eine Rede, wie schön sie sei,
Hat nie ein Gambs erschossen.
So ist's und bleibt dabei.



Chinarinde.

Der letzte Adventsonntag des Jahres 1897 brachte aus Kiel eine Kunde, die in die stille Zeit des germanischen Zufriedens und der christlichen Weihnachtstimmung nicht passen wollte. Deutschland, so wurde gemeldet, fuhr, während die Salutschüsse über die Föhrde dröhnten, in Pulverdampf

und Rebel hinaus. Die Botschaft sprach von einem Schiff, von dem Kreuzer, der, an der Spitze einer Marinodivision, den Prinzen Heinrich von Preußen nach Ostasien trug. In China waren zwei deutsche katholische Missionare ermordet worden, die chinesische Regierung konnte oder wollte die vom Vertreter des Deutschen Reiches geforderte Genußthuung nicht gewähren und so hatte am vierzehnten November 1897 der Admiral von Diederichs die Fests von Kiautschou besetzt. Ein anderer Admiral, der damals noch nicht adelige Herr Tirpitz, hatte im März des selben Jahres aus Ostasien, wo er Kommandant der Kreuzerdivision gewesen war, in das Reichsmarineamt den Plan mitgebracht, die 480 Quadratkilometer umfassende Kiautschoubucht zur deutschen Kolonie zu machen. Der Plan fand den Beifall des für die Reichspolitik verantwortlichen Kanzlers und wurde ausgeführt, als die Ermordung der Missionare den Vorwand bot: im Januar 1898 wurde die Bucht nebst dem Nachbargebiet auf neunundneunzig Jahre von Deutschland „gepachtet“. Der Pachtvertrag mußte den vom Anblick deutscher Marinetruppen verängsteten Chinesen abgezwungen werden. Und um etwa sich regenden Widerstand niederzuzwingen, wurde Prinz Heinrich mit einem Geschwader hinausgeschickt. Er sollte, nach dem Wort seines Bruders, die in Ostasien lebenden Europäer und die Menschen der gelben Rasse lehren, „daß der deutsche Michel seinen mit dem Reichsadler geschmückten Schild fest auf den Boden gestellt hat, um Dem, der ihn um Schutz angeht, ein für allemal diesen Schutz zu gewähren.“ Er sollte, wenn es nöthig sein würde, „mit gepanzerter Faust dreinsfahren“ und sich „den Lorber um die junge Stirn flechten.“ Die feierlichen Reden, die in Kiel von den scheidenden Brüdern gewechselt wurden und den Hörer an die dunklen Tage erinnerten, da Friedrich Wilhelm der Vierte rednerisch für die Befreiung des Berges Zion von islamitischer Herrschaft stritt, weckten in den Besindezimmern der Ministerien lauten, bis in die Schreibstuben der Zeitungsmacher fort klingenden Widerhall. Der Volkssinn aber, der in Schicksalsstunden eine öffentliche Meinung erzeugt, dachte still der tieferen Bedeutung der vieler Botschaft von der Rebellfahrt des Kriegsschiffes nach und sah vor dem inneren Auge erbebend das düstere Bild: Deutschland steuert im Rebel, von dichtem Pulverdampf umdunstet und von ungeübter Hand geleitet, in eine unbekannte, ungewisse Zukunft hinaus... Dieses bange Gefühl mußte beseitigt werden. Deshalb wurde den Deutschen die am Selben Meer ihrer harrende Herrlichkeit eifrig gepriesen, der Feuilletonist des Auswärtigen Amtes rühmte in pointenreicher Rede den Platz an der Sonne, den Deutschland ohne Waf-

fengewalt — o cant! — erworben habe, und die trunken im Taumel der Aufschwungszeit schwelgende Händlerpresse erklärte, der neue Besitz sei unendlich werthvoller als die afrikanischen Wüsten. Prinz Heinrich landete nach langer Meerfahrt im Reich der Mitte, wie eine Siegertbat wurde gemeldet, er habe mit der Hilfe des deutschen Gesandten nach langem Mühen einen Bruch des geheiligten chinesischen Opferceremoniells durchgesetzt, und als er zurückkam, vernahmen wir staunend, er habe in Ostasien „eine große, gewaltige Aufgabe gelöst.“ Jetzt, dreißig Monate nach der kielcr Botschaft, die hier ein Dysangelium genannt wurde, steht China in hellen Flammen. Der deutsche Gesandte ist in Peking getödet worden, das Leben aller Europäer ist bedroht, das Blut tapferer deutscher Soldaten geflossen, neue, an das asiatische Klima und die Beschwerden eines Kolonialkrieges nicht gewöhnte Truppen werden hinausgeschickt, um, nach der wilhelmsbavener Rede des Kaisers, „exemplarische Rache zu üben“ und — zugleich — mit Muth und Blut für die christliche Sittenlehre zu zeugen, die Russen schieben die Schuld am Entstehen des Brandes der unbedachten Hast der deutschen Politik zu und Wilhelm der Zweite verkündet dem aufstrebenden Erdkreis, er werde nicht eher ruhen, als bis die deutschen Fahnen auf Pekings Mauern gepflanzt sind und er als Sieger den Chinesen den Frieden diktire könne. Noch sind der chinesischen Gesandtschaft in Berlin nicht die Pässe zugestellt worden, noch hat der Bundesrath nicht die Zustimmung zu einer Kriegserklärung gegeben und Düstler beweisen mit spitzfindigen Sophismen, von einem Krieg gegen das „amtliche China“ könne einstweilen nicht die Rede sein. Wer aber vermag heute zu sagen, wo das amtliche China zu finden und was seit einem Monat in Peking geschehen ist, wer gestern dort herrschte und morgen dort herrschen wird? Das nur wissen wir: chinesische Soldaten, nicht Aufrührer vom Bogenbund der patriotischen Faust, haben den deutschen Gesandten getödet und seinen Leichnam zerstückt, chinesische Truppen bedrohen das Leben unserer Landsleute und gegen diese Truppen und ihre politischen Befehlshaber rüstet der Deutsche Kaiser den Machezug. Die Lehrer des Staats- und des Völkerrechtes mögen noch so haarscharf nachweisen, daß ein Kriegszustand zwischen den beiden Reichen nicht gegeben sei: für den schlichten Menschenverstand hat der deutsche Krieg gegen China seit Wo hen begonnen.

In dieser schweren Stunde ziemt es dem Deutschen, mit dem Briten zu sprechen: Right or wrong, my country! Er darf nicht, weil er den Krieg für unchristlich, für das Ergebnis einer unachtsam vorwärts hastenden Politik hält, der nationalen Willenswallung seine Kraft versagen. Wenn in

der Adventzeit des Jahres 1897 die Deutschen befragt worden wären, ob sie eine imperialistische Expansion nach Ostasien wünschten: die überwiegende Mehrheit hätte sich dagegen erklärt. Heute giebt es eine solche Frage nicht mehr. Heute sieht Jeder ein, daß die Großmachtsstellung des Reiches gefährdet wäre, wenn der an dem Plahhalter des Kaisers verübte Mord, wenn die Gewaltthaten, denen Deutsche zum Opfer fielen, ungeahndet blieben. So würde auch Bismarck denken, in dem der empfindlichste Sinn für nationale Größe lebte und zu dem deshalb in Fährlichkeiten der deutsche Geist stets, Rath und Rettung erhoffend, zurückschweift. Er hat als Kanzler vorsichtig immer gezögert und jede mögliche Folge erwogen, ehe er auch nur eine Kohlenstation mit dem Recht der Gewalt erwarb. Er war von dem deutsch-chinesischen Abenteuer, schon weil es die Reibungsfläche zwischen dem Deutschen Reich und Rußland zu verbreitern drohte, durchaus nicht entzückt und Freunde hörten ihn mit trübem Lächeln sagen: „Kiautschou . . . Man muß sich an den Namen gewöhnen. Aber ich fürchte, daß dieser Kiautschou sich ins Unabsehbare dehnen und uns vielleicht noch sehr böse Stunden bereiten wird.“ Trotzdem würde er heute nicht eine Minute schwanken. Denn er hielt es stets mit Hamlets Wort: „Wahrhaft groß sein, heißt, nicht ohne großen Gegenstand sich regen, doch einen Strohhalbm selber groß verfechten, wenn Ehre auf dem Spiel.“ Der chinesische Besitz galt ihm nicht viel mehr als ein Strohhalbm, galt ihm vielleicht weniger; wo aber deutsche Ehre ins Spiel kam, kannte er kein zauderndes Bedenken. Der ohne Wank bis zum Tode getreue Magister Germaniae soll uns auch diesmal Lehrer und Vorbild sein.

Doch dieser Lehrer hätte uns, wenn er noch wachte, nicht die Frage verwehrt: Mußte es wirklich so weit kommen und ist der Gegenstand groß genug, um das Opfer deutscher Leben zu lohnen und für die Bedrohung der politischen Ruhe des Reiches Ersatz zu bieten? Seit Jahrzehnten haben wir den französischen, seit Jahren den englischen Chauvinismus verhöhnt und triumphirend gerufen, solche Wucherpflanze habe im deutschen Land keine Wurzel. Wir dürfen jetzt nicht schweigen, dürfen nicht ruhig, nicht ohneentschiedenen Widerspruch zusehen, wenn eine kurzsichtige Staatskunst, die sich au cœur léger geräuschvoll selbst ihre Erfolge bescheinigt, dem künstlichen Reichsbau das starke Fundament zu zerstören droht.

Der Kaiser hat beim Abschiedsgruß an die nach China gesandten Truppen gesagt, ihm sei der Krieg — er gebrauchte dieses unzweideutige Wort — nicht unerwartet gekommen. Auch auf diesen Blättern konnte man schon vor drei Jahren lesen, der nach Ostasien übergreifende Imperialismus müsse nach menschlicher

Vorausicht in einen Weltkrieg führen. Leider reicht die Uebereinstimmung des Urtheils nicht weit. Des Kaisers Wort sollte wohl an das Bild erinnern, das er 1895 von einem Kunsthandwerker malen ließ, das bekannte Amazonenbild vom Schutz der heiligsten Güter, das schlaue Schmeichler in England jetzt als einen Beweis für die Prophetengabe Wilhelms des Zweiten reproduzirt haben. Die Briten wissen, zu welchem Zweck sie ihre Guirlanden verwenden. Aus Rußland aber dringen andere Weisen an unser Ohr. Da ruft der Fürst Uchtomski, ein Günstling des Zaren und ein Mann, der China aus eigener Anschauung kennt, die Deutschen nicht haßt und nie panslavistische Neigungen gezeigt hat, nur der hastig zufahrende Eingriff der deutschen Politik habe die chinesischen Wirren verschuldet und Europa vor die Aufgabe gestellt, einem Volk von vierhundert Millionen Menschen eine Regierung zu schaffen, — Europa, dessen asiatische Politik durch die Verschiedenheit der Interessen zerklüftet und gelähmt ist. In Petersburg und Paris, in New-York und Tokio sprechen Andere dieses Urtheil nach. Dürfen wir es mit gutem Gewissen ungerecht nennen, weil es von einem Fremden stammt? Die Chinesen hielten sich ruhig und erholten sich sacht von den Niederlagen, die Japan sie erleiden ließ. Dem deutschen Handel bot Ostasien die beste Aussicht, denn die pefinger Regierung hatte den natürlichen Wunsch, ihre Aufträge einem Industrievolk zuzuwenden, dessen Leistungen überall gerühmt werden und von dem sie keine politische Bedrängniß fürchten zu müssen glaubte. Von Unruhen hörte man nur, wenn gegen den frommen Uebereifer christlicher Missionare sich die Volkswuth regte. Der Chineser hat eine uralte Kultur, eine bis in die Tiefe reichende, wenn auch nur dürftige Volksbildung und eine Religion, die sich mehr an den Verstand als an Phantasie und Gefühl wendet. Es ist begreiflich, daß er sich gegen einen Bekerungeifer empört, der in wilden Ländern, nicht aber in civilisirten Gegenden angebracht sein mag. Der gute Märker Theodor Fontane schrieb vor fünf Jahren: „Wenn ich lese, daß wieder Missionare gemordet sind, thun mir die armen Kerle fürchtbar leid; aber von Prinzips wegen kann ich sie nicht bedauern. Ich finde es anmaßlich, wenn ein Schustersohn aus Herrnhut vierhundert Millionen Chinesen bekehren will.“ Würde der Kultusminister und der Oberkirchenrath in Berlin das Werben buddhistischer Missionare dulden, ihrem öffentlichen Wirken freien Spielraum verbürgen? Der Chineser ist ein völlig phantasieloser, kühler Materialist, dem die confucianische Religion besser als die nazarenische behagt. Doch der Eifer der Missionare hätte ihn kaum zum Aufruhr getrieben. Auch in den Gedanken hatte er sich gewöhnt, daß Russen, Briten,

Franzosen ihm von Jahr zu Jahr näher auf den Leib rückten. Das war nun einmal nicht zu ändern; und das Reich des Himmelssohnes blieb trotzdem ja noch groß genug. Jetzt aber griff Deutschland zu, plötzlich und ohne den Chinesen einleuchtenden Grund, — und damit war das Signal zur Zerfetzung des Landes gegeben. Jeder heischte herrisch seinen Theil von der Beute, den Großen folgten die Kleinen und die schwache Regierung sah sich gezwungen, jedem Anspruch, auch dem kerksten, nachgiebig zu weichen. Daß diese Länderjagd die christlichen Völker in seltsamem Licht erscheinen ließ, ist natürlich; und nicht minder natürlich, daß die Mandschu-Dynastie, die wehrlos alle Wünsche der weißen Barbaren erfüllen mußte und sich ohnmächtig zeigte, im Lande um Autorität und Achtung kam. Die Macht der chinesischen Kaiser ist nicht in der Theorie, wohl aber in der Praxis beschränkt; und die Einrichtungen des Riesereiches sind demokratischer, als man im Westen ahnt. Schon vor fast dreitausend Jahren wurde der Kaiser Yeu-Wang entthront, weil er gegen den Willen des Volkes dem Sohn seiner Favoritin das Erbrecht sichern wollte, und mit ihm versant sein ganzes Geschlecht. Auch jetzt scheint das Ende einer Dynastie gekommen zu sein. Die Mandschus haben das Land nicht vor der Zerstückung zu wahren vermocht, der gepanzerten Faust, die über den Ocean drohte, hat sich die Patriotenfaust der Boyer entgegengebailt und die nationale Leidenschaft hat selbst die Reichstruppen in den Dienst der Anarchie gezwungen. Dem deutschen Handel ist auf Jahre hinaus die ostasiatische Hoffnung zerstört, Russen und Yankee haben via Witte einen Pakt geschlossen, der ihnen den Löwentheil des chinesischen Geschäftes zuschanzt, und am Selben Meer wird aus deutschen Kanonen und Gewehren jetzt auf deutsche Menschen geschossen. Das ist die traurige Folge unheilvoller Uebereilung. Die Russen, denen die reiche Beute nicht entgehen konnte, hätten ohne das deutsche Beispiel 1897 ruhig gewartet. . . . Mußte es wirklich so weit kommen?

Lord Robert Clive wollte um die Mitte des vorigen Jahrhunderts als Generalgouverneur der Ostindischen Compagnie mit einem Heer von dreißigtausend Mann China erobern. Der kühne Plan wurde nicht ausgeführt, weil Clives Kollegen die unberechenbaren Kosten des Feldzuges scheuten und fürchteten, der Ehrgeizige, der Spekulant und Feldherr zugleich war, werde sich nach dem Sieg selbst auf den mit ihrem Gelde eroberten Thron setzen. Seitdem ist die Volkszahl der gelben Männer um hundert Millionen gewachsen, das Chinesenheer ist, wie auch unser Kaiser erwähnte, von europäischen Offizieren ausgebildet worden und im Gebrauch der Europäerwaffen geübt. Um den Aufstand niederzuzwingen, können mehr als dreißigtausend Mann nöthig

sein; und im Großen wird sich jetzt wiederholen, was damals im kleinen Bezirk einer Welthandelsfirma sichtbar wurde: jede Regierung wird vor ehrgeizigen Plänen der lieben Nachbarn zittern. Mit allen Künsten der List und des Truges wird ein Kampf begonnen werden, in dem das Deutsche Reich sehr wenig zu gewinnen, aber sehr viel zu verlieren hat. Es ist von eifersüchtigen Feinden und in ihrer Zuverlässigkeit unerprobten Freunden umringt, muß in jedem Augenblick zum Kampf um sein Daseinsrecht in Europa gerüstet sein und darf sich deshalb nicht mit Macht und Ehre in fernen Weltwinkeln festlegen lassen, wo der leiseste Anstoß zu ungeheuren Erschütterungen des Erdkreises führen kann. Mit erschreckender Schnelle haben die Folgen einer allzu laut gepriesenen Politik sich enthüllt und die Verantwortlichen mögen vor dem Tag der Abrechnung bebten. Es wird Zeit, daß der wache Deutsche sich auf sich selbst, seine Pflichten und Rechte und auf den Ursprung seiner Macht besinnt und als ein Mündiger entscheidet, ob er den Weg eines Imperialismus nach römisch-britischem Muster weiter wandeln will. Er wird gewissenhaft zu prüfen haben, ob es nöthig war, wegen einer Kolonie, deren klimatische und wirtschaftliche Vorzüge jetzt schon von Kennern recht gering geschätzt werden und die einstweilen nur ein paar Syndikaten Vortheile verheißen, das Leben deutscher Männer aufs Spiel zu setzen, die für solche Kämpfe nicht gerüstet sind und, wenn sie fallen, nicht als Vertheidiger heimischen Bodens sterben, ob es nöthig war, sich in einen Welthader zu mischen, dessen Gefahren Bismarcks tapfere Staatskunst weise stets mied, und ein Mißtrauen zu wecken, das in kritischen Tagen verhängnißvoll werden kann. Noch ist es Zeit, sich mit einer weithin sichtbaren Genugthuung zu begnügen und Briten und Russen dann ihre chinesischen Händel allein ausfechten zu lassen. Eine deutsche Regierung hat zu Hause genug zu thun, kann im Deutschen Reich Ruhm in Fülle erwerben, ohne sich, nach üblem Vorbild, in imperialistische Räusche zu stürzen. Das aus der China- rinde gewonnene Alkaloid befördert in kleinen Dosen und in leicht löslicher Form die Verdauung, große Dosen aber bewirken Ohrensausen, Schwindel, schweren, schmerzenden Nausch, Blindheit und Taubheit und können, da sie die Herzthätigkeit lähmen, zu jähem Tod führen. Es wäre ein Glück für Deutschland und eine Mehrung, nicht eine Minderung seines Ansehens, wenn die Regirenden es bei der ersten, winzigen Dosis bewenden ließen, die, wie man in medizinischen Lehrbüchern lesen kann, die Körpertemperatur des Leidenden kühlt.